

I. N. Artamonowa

ANALYSE DES ZEITUNGSARTIKELS

1

1

SARATOV 2010

И.Н. Артамонова

Анализ газетной статьи

Учебно-методическое пособие

2

2

Саратов 2010

Артамонова И.Н.

Анализ газетной статьи – Саратов, 2010. – 63 с.

3

Учебно-методическое пособие предназначено для студентов 4-5 курсов факультета иностранных языков, изучающих немецкий язык в качестве дополнительной специальности. Аутентичный текстовый и лексический материал подобран в соответствии с программой и направлен на развитие и дальнейшее совершенствование навыков устной речи, чтения и анализа газетных статей, социокультурной компетенции.

3

Работа издана в авторской редакции

© И.Н. Артамонова

TEIL A

Aufgaben zur Arbeit an einem Zeitungsartikel.

1. Stellen Sie einen Plan zusammen!
2. Betiteln Sie jeden Schwerpunkt des Planes!
3. Schreiben Sie anhand des Planes Stichwörter und Stichredewendungen zu jedem Schwerpunkt heraus!
4. Fassen sie den Inhalt des Artikels kurz zusammen!
5. Referieren Sie den Artikel!
6. Gestalten Sie in ihrer Studiengruppe eine Diskussion zum erörterten Thema (anhand des Artikels)!

Anweisungen für Zeitungsleser

I. Arbeiten Sie am Wortschatz!

1. Diese Zeitung kennzeichnen folgende Merkmale: Publizität, Aktualität, Universalität, Periodizität.
2. Das ist der Erscheinungsweise nach eine Tages-, Morgen-, Abend-, Sonntags-, Wochenzeitung.
3. Der Verbreitung nach ist es lokale, regionale, überregionale Zeitung.
4. Man teilt die gebräuchlichsten journalistischen Genres in drei Kategorien ein: tatsachenbetont (Nachricht, Bericht, Interview); meinungsorientiert (Leitartikel, Kommentar, Glosse); phantasiebetont (Feuilleton, Kurzgeschichte).
5. Die Titelseite enthält im oberen Teil den "Kopf": Namen der Zeitung, Herausgeber, Jahrgang, laufende Nummer, Datum, Erscheinungsort und Preis.
6. Die Titelseiten bringen auch den Leitartikel, den Kommentar und Nachrichten über die aktuellsten und wichtigsten Ereignisse.
7. Im Leitartikel werden die bedeutendsten Geschehnisse des Tages beurteilt. Einzelprobleme werden im Kommentar behandelt.
8. Die wichtigsten Artikel werden auf der 1. Seite veröffentlicht.
9. Die übrigen Seiten der Zeitung bringen Probleme der Innen- und Außenpolitik, der Wirtschaft und Wissenschaft, der Kunst und des Sports. Die letzte Seite fast aller Zeitungen enthält Lokales.

II. Bestimmen Sie das Objekt der Analyse!

Muster: Die Zeitung "... " (die Zeitschrift "... ") veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 8. Januar 2005 einen Artikel vom eigenen Berichterstatter (Kommentator der Zeitung) von ... unter dem Überschrift "... " und dem Untertitel "... ".

Er ist anlässlich ... veröffentlicht worden.

Der Artikel nimmt 2 (3, 4) Spalten auf der Seite ... ein.

III. Kommentieren Sie das Zeitungsgenre, ob es ein Leitartikel, ein Bericht, eine Nachricht, ein Kommentar ist.

Entscheiden Sie, ob es ein Text informativen (objektiven) oder nicht informativen (analytischen) Charakters ist. Beweisen Sie es anhand des Textes.

Ich meine / meines Erachtens ist der Text informativen Charakters, also ein Kommentar.

Die Aufgabe des Textes ist das Informieren.

Die Nachricht informiert den Leser über neue aktuelle Tatsachen. Das sind ...

Der Autor lässt den Leser selbständig Schlussfolgerungen ziehen.

IV. Lexik zum Referieren.

1. Jetzt gehe ich auf die Problematik des Textes ein.
2. Der Autor begründete in seinem Bericht die Thesen: ...
3. Den Schwerpunkt bildet der Gedanke ...
4. Die Problematik des Textes möchte ich folgenderweise kommentieren.
5. Man braucht nicht daran zu erinnern, dass dem Problem ... erstrangige Bedeutung zukommt, weil ...
6. Die Zeitung veröffentlicht, bringt ...
7. in ihrer jüngsten Ausgabe
8. auf der Titelseite, im Leitartikel
9. unter dem Titel
10. die Zeitung meldet von (Dat.), informiert über, kommentiert (Akk.)
11. Der Artikel macht mit (Dat.)... bekannt, vertraut, behandelt, befasst sich mit (Dat.), setzt sich mit (Dat.)... auseinander ...
12. die Übersicht, die Zeile, die Spalte
13. Kritik üben
14. große Bedeutung finden
15. Aufmerksamkeit schenken
16. Echo finden
17. erläutern Akk., Stellung nehmen zu Dat., erörtern Akk.
18. Meinung äußern, sich äußern
19. einschätzen Akk.
20. würdigen Akk.
21. bezeichnen als
22. feststellen Akk.
23. hinweisen auf Akk.
24. übereinstimmen in Dat. mit Dat.
25. Der Artikel lässt sich in 2 (3, 4) Teile (Abschnitte) gliedern.
26. Der 1. Teil beginnt mit den Worten ...
27. Hier heißt es, dass ...
28. Diese Feststellung wird mit konkreten Fakten belegt ...
29. Im 2. Teil, der mit Worten ... beginnt, geht es um (Akk.)...
30. Hier trifft der Berichterstatter folgende Feststellung: ...
31. Ich zitiere ...

32. Soweit das Zitat ...
33. Das lässt sich so kommentieren ...
34. Wir wissen, dass ...
35. Im 3. Teil wird resümierend gesagt, dass ...
36. Im Zusammenhang damit möchte ich sagen ...
37. Soweit über mein Kommentar.

Der Plan zum Referieren

1. Zum Referieren habe ich einen Artikel unter der Überschrift „ „ bekommen.
2. Die Zeitung „ „ veröffentlichte in ihrer Ausgabe vom 9. November 2009 einen Bericht vom eigenen Berichtersteller Karl Orst.
3. Der Artikel nimmt 2,3,4 Spalten auf Seite 5 ein.
4. Meines Erachtens ist der Text informativen Charakters, also eine Nachricht (ein Bericht, ein Kommentar).
Die Aufgabe des Textes ist das Informieren.
Der Artikel informiert den Leser über neue aktuelle Tatsachen. Das sind:
5. Jetzt gehe ich auf Problematik des Textes ein.
Der Autor begründete in seinem Bericht die Thesen.
Die Problematik des Textes möchte ich folgenderweise kommentieren.
Soweit mein Kommentar
6. Der Artikel lässt sich in 2,3,4 Teile gliedern. Der erste Teil beginnt mit den Worten.....
Diese Feststellung wird mit konkreten Fakten belegt. Ich zitiere Soweit das Zitat.
Das lässt sich so kommentieren
Wir wissen, dass
Im Zusammenhang damit möchte ich sagen
Im 3. Teil wird resümierend gesagt, dass

Zum Referieren habe ich einen Bericht mit den Elementen des Kommentars bekommen. Objekt der Analyse ist der Zeitung „ Rheinisches Merkur“ entnommen. Der Text ist unter der Überschrift „.....“ veröffentlicht.
Stilistisch gesehen ist es, wie ich schon erwähnt habe, ein Bericht mit den Elementen des Kommentars.
In diesem Aufsatz wird das Thema folgenderweise formuliert:
Der Autor versucht seinen eigenen Standpunkt zu diesem Problem zu äußern.
Im Text werden folgende Fragen hervorgehoben:
Der Leitgedanke dieses Berichtes würde ich so formulieren:
Zu diesem Problem fährt der Autor das Beispielein .
Der Autor schenkt große Aufmerksamkeit Dat....
Der Autor schätzt die Situation (die Lage, die Tätigkeit, die Position, die Initiative) positiv (hoch, negativ) ein.
Er weist darauf hin, dass...

Der Autor bespricht (behandelt, erörtert) die Frage (das Problem)
Er beurteilt die Situation als positiv, als erfolgreich, als hervorragendes Ereignis.
Resümierend möchte ich sagen, dass.....
Soweit mein Kommentar.

TEIL B

TEXTE ZUM REFERIEREN

TEXTBLOCK I: Artikel aus der Zeitung "Deutsch"

Text 1. Deutsche bei Fremdsprachenkenntnissen international vorn

Bei Fremdsprachenkenntnissen belegen die Deutschen einer Studie zufolge im internationalen Vergleich einen Spitzenplatz. Rund 88 Prozent der berufstätigen Deutschen sprechen mindestens eine Fremdsprache. Der internationale Durchschnitt liegt demnach bei nur 57 Prozent.

Die in Deutschland am häufigsten erlernte Fremdsprache ist Englisch, auf internationaler Ebene liegt wegen der zahlreichen englischen Muttersprachler dagegen Spanisch vorn. Der häufigste Grund für die Deutschen, eine Fremdsprache zu lernen, sind demnach Reisen ins Ausland. Fast die Hälfte der Befragten (48 Prozent) gab an, eine Fremdsprache zu lernen, um sich bei Reisen ins Ausland besser verständigen zu können. Für 40 Prozent ist das Beherrschen einer Fremdsprache wichtig, um die Karrierechancen zu verbessern.

Die internationale Untersuchung ergab zudem, dass Englisch in Job immer mehr an Bedeutung gewinnt. Mehr als 90 Prozent der Befragten gaben an, in ihrem Beruf täglich Englisch zu sprechen. Für 57 Prozent der Berufstätigen ist Chinesisch eine der in Zukunft führenden Sprache der internationalen Wirtschaft, 52 Prozent nannten Spanisch.

(05/2009)

Wortschatz

angeben - *указывать, сообщать*;

belegen - *покрывать, занимать, закреплять, оставлять, подтверждать, доказывать*;

der Durchschnitt - *среднее (число)*;

der Spitzenplatz - *ведущее место*;

sich verständigen - *объясняться*;

Aufgaben zum Text

I. Richtig oder falsch sind folgende Aussagen? Kreuzen Sie an.

	R	F
--	---	---

1. Im internationalen Vergleich belegen die Deutschen bei Fremdsprachenkenntnissen einen Spitzenplatz.		
2. Alle berufstätigen Deutschen sprechen mindestens eine Fremdsprache.		
3. Die in Deutschland wie auch in allen anderen Ländern am häufigsten erlernte Fremdsprache ist Englisch.		
4. Der häufigste Grund für die Deutschen, eine Fremdsprache zu lernen, sind bessere Karrierechancen.		
5. 48 Prozent der Befragten geben an, eine Fremdsprache zu lernen, um sich bei Reisen ins Ausland besser verständigen zu können.		
6. Englisch im Job gewinnt immer mehr an Bedeutung.		
7. Über 90 Prozent der Befragten gaben an, in ihrem Beruf täglich Englisch zu sprechen.		

II. Erklären Sie folgende Textstellen.

- Bei Fremdsprachenkenntnissen belegen die Deutschen einer Studie zufolge im internationalen Vergleich einen Spitzenplatz.
- Die in Deutschland am häufigsten erlernte Fremdsprache ist Englisch, auf internationaler Ebene liegt wegen der zahlreichen englischen Muttersprachler dagegen Spanisch vorn.
- Der häufigste Grund für die Deutschen, eine Fremdsprache zu lernen, sind demnach Reisen ins Ausland.
- Für 40 Prozent ist das Beherrschen einer Fremdsprache wichtig, um die Karrierechancen zu verbessern.
- Die internationale Untersuchung ergab zudem, dass Englisch in Job immer mehr an Bedeutung gewinnt.

III. Wie lernt man eine Fremdsprache? Bilden Sie Sätze, gebrauchen Sie dabei folgende Wörter und Wendungen:

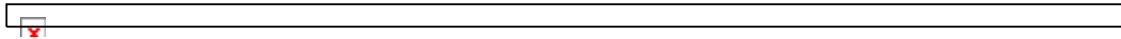
- seine Sprachkenntnisse erweitern
- seinen Wortschatz erweitern
- sich Schreibregeln einprägen
- Sätze bilden
- Grammatik üben
- Sätze umformen
- Adjektivendungen ergänzen
- sich mit der Rechtschreibung vertraut machen
- sich mit den grammatischen Regeln vertraut machen
- unbekannte Wörter buchstabieren
- den Ausdruck im Wörterbuch nachschlagen
- den Ausdruck in die Muttersprache übersetzen
- den Artikel in wenigen Worten zusammenfassen
- das Diktat schreiben
- das Sprichwort an die Tafel schreiben
- die Redewendungen an einem Beispiel erklären
- die Redewendung mit anderen Worten umschreiben

IV. Überlegen Sie sich, wozu lernt man Fremdsprachen.

V. Partnerarbeit. Welche Fremdsprache möchten Sie lernen? Entscheiden Sie sich. Überzeugen Sie Ihren Partner (Ihre Partnerin), dass gerade diese Fremdsprache

sehr wichtig ist.

VI. Referieren Sie den angegebenen Artikel.



Text 2. Was den Deutschen Angst macht

Frauen blicken ängstlicher in die Zukunft als Männer, Ostdeutsche fürchten stärker um ihren Arbeitsplatz als Westdeutsche: Eine neue Studie legt offen, welche Sorge die Menschen in der Bundesrepublik umtreibt. Ein Faktor eint jedoch alle.

Berlin - Die Sorge um die wirtschaftliche Zukunft des Landes treibt die Deutschen um. In einer Studie über die "Ängste der Deutschen 2009" rückte sie an Platz eins.

Um 18 Prozentpunkte im Vergleich zum Vorjahr nahm die Angst vor höherer Arbeitslosigkeit in Deutschland zu und nimmt nun mit 65 Prozent Platz zwei ein. Allerdings erreicht die Angst vor eigener Arbeitslosigkeit nur einen Wert von 48 Prozent.

Die Angst vor einer schlechten Wirtschaftslage nahm um acht Prozent zu und liegt bei 66 Prozent.

Dafür sank aber die Befürchtung steigender Lebenshaltungskosten um 13 Prozent, die in den vergangenen fünf Jahren Spitzenreiter auf der Skala der größten Ängste war. Sie nahm mit 63 Prozent aber immerhin noch den dritten Rang ein.

Das Angstniveau blieb seit 2007 mit 44 Prozent stabil.

Sozialstaatliche Programme wie Kurzarbeit und die Erhöhung der Altersrenten sendeten ebenfalls beruhigende Signale. Schließlich wurden der immer noch hohe Wohlstand und der soziale Frieden im Land wie ein Sicherheitspolster wahrgenommen.

Außerdem ist den Deutschen Preisstabilität sehr wichtig. Die abnehmende Inflation wird daher sehr genau registriert und positiv bewertet.

Angst vor eigener Arbeitslosigkeit im Osten höher

Trotz der gemeinsamen Sorge um wirtschaftliche Themen bleiben die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. Am gravierendsten zeigt sich das bei der Angst vor eigener Arbeitslosigkeit, die im Osten um zwölf Prozentpunkte höher liegt.

Mit 56 Prozent lag auch die Angst vor Naturkatastrophen, die das traditionell hohe Umweltbewusstsein der Deutschen dokumentiert, noch auf den vorderen Rängen, sowie die Furcht, im Alter ein Pflegefall zu werden. Sie ist mit Abstand die größte persönliche Sorge und stieg leicht auf 54 Prozent. Die Angst vor Altersarmut sank mit 37 Prozent auf den niedrigsten Wert seit 2002.

Sinkender Lebensstandard im Alter ist auch Befürchtung, die Frauen häufiger haben als Männer. Frauen haben häufig eine schlechtere Altersversorgung. Frauen sind in fast allen Punkten ängstlicher als Männer. Sie fürchten insbesondere schwere

Krankheiten mit 13 Prozentpunkten Unterschied deutlich mehr. Sie haben allerdings weniger Angst vor eigener Arbeitslosigkeit.

Um fünf Prozentpunkte angestiegen ist bei den Deutschen die Angst vor Terrorismus, die nun ein Niveau Prozent erreicht. Um acht Prozent abgenommen hat die Angst davor, dass die eigenen Kinder drogensüchtig werden könnten.

Befragt wurden 2400 Bürger nach ihren 16 größten Dingen.

(01/2010)

Wortschatz

umtreiben - не давать покоя;

die Arbeitslosigkeit - безработица;

die Altersarmut - бедность в старости;

die Altersversorgung - обеспечение (в) старости;

das Niveau - уровень

Aufgaben zum Text

I. Schreiben Sie den Wortschatz, der zum Sachbereich "Soziologie" gehört, aus dem Text heraus.

II. Bestimmen Sie das Genus der folgenden Substantive und gruppieren Sie sie.

10

- Abbau - Angst - Arbeitslosigkeit - Auftrag - Faktor - Frieden - Inflation - Koalition - Konjunktur - Maßnahme - Niveau - Platz - Programm - Prozent - Rang - Rechnung - Signal - Skala - Studie - Terrorismus - Vergleich - Versicherung - Versorgung - Wert - Wohlstand - Zukunft

10

Feminina	Maskulina	Neutra

III. Schreiben Sie die Wörter der Wortfamilie "Angst" aus dem Text heraus.

IV. Erklären Sie die folgende Komposita.

das Sicherheitspolster - die Preisstabilität - der Lebensstandard - das Angstniveau - das

V. Bilden Sie die partizipialen Wortgruppen nach dem Muster:

Der Lebensstandard sinkt - der Sinkende Lebensstandard

- Die Signale beruhigen -
- Die Inflation nimmt ab -
- Die Angst nimmt zu -
- Die Sorgen steigen an -

VI. Fügen Sie passende Verben hinzu.

- Platz
- den Wert
- das Niveau
- Днгste
- die Inflation
- die Sozialleitungen

abbauen - abfragen - befürchten - bewerten - dokumentieren - einnehmen - errechnen - erreichen - fürchten - haben - registrieren - wahrnehmen

VII. Stimmt das?

- 11
- a) Die Sorge um die wirtschaftliche Lage des Landes treibt die Deutschen um.
b) Die Angst vor höherer Arbeitslosigkeit nahm im Vergleich zum Vorjahr ab.
c) Die Befürchtung steigender Lebenshaltungskosten ist Spitzenreiter auf der Skala der großen Днгste.
d) Das Angstniveau bleibt seit 2007 stabil.
e) Мднner sind in fast allen Punkten днгstlicher als Frauen.
f) Ostdeutsche fürchten stдrker um ihren Arbeitsplatz als Westdeutsche.
- 11

VIII. Ordnen Sie zu.

1. 66 %	a) die Befürchtung steigender Lebenshaltungskosten
2. 65 %	b) die Angst vor höherer Arbeitslosigkeit
3. 63 %	c) die Angst vor eigener Arbeitslosigkeit
4. 56 %	d) die Angst vor einer schlechteren Wirtschaftslage
5. 54 %	e) das Angstniveau bleibt stabil
6. 48 %	f) Angst vor Naturkatastrophen
7. 46 %	g) die Furcht, im Alter ein Pflegefall zu werden
8. 44 %	h) die Angst vor Altersarmut
9. 37 %	i) Angst vor Terrorismus

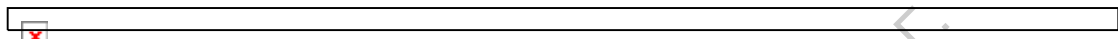
IX. Beantworten Sie die Fragen.

1. Welche Sorge treibt die Deutschen um?
2. Warum blieb das Angstniveau bei den Deutschen seit 2007 stabil?
3. Welche Unterschiede gibt es zwischen den Dngsten
 - der West- und Ostdeutschen;
 - der Frauen und Mdanner in Deutschland?

X. Was meinen Sie: Welche Sorge treibt die Menschen in Russland um? Stellen Sie eine Prognose ьber die Dngste der Bevullkerung in Russland.

XI. Recherchieren Sie. Finden Sie Materialien ьber die Dngste der russischen Bevullkerung. Stimmt Ihre Prognose?

XII. Referieren Sie den angegebenen Artikel.



Text 3. Guter Kaffee, bцser Kaffee?

Die meisten von uns kьnnen nicht ohne: Mythen ьber den heiЯe Wachmacher - und was an ihnen dran ist...

12 Gehьren Sie auch zu denen, die vor ihrem allmorgendlichen Kaffee nicht ansprechbar sind? Dann befinden Sie sich in bester Gesellschaft, denn Kaffee ist das Lieblingsgetrцnk der Deutschen: Fast 150 Liter davon trinkt der Durchschnittsbьrger pro Jahr. Ganz schцne Menge, aber schlieЯlich schlьrft man einen schon morgens, dann gibt es die Kaffeepause im Bьro, den Kaffeeklatsch am Nachmittag und vielleicht noch den Espresso nach dem Abendessen.

Viele trinken Kaffee allerdings mit schlechtem Gewissen, denn das Getrцnk galt lange als Flьssigkeitsdrьber. Auch fьr hohe Cholesterin- und Blutdruckwerte sollte er verantwortlich sein. Wahrheit oder Mythos?

Kaffee entzieht Flьssigkeit? Vermutlich ein Mythos: Forscher kamen zum Ergebnis, dass es keine signifikanten Unterschiede in der Wirkung der verschiedenen Getrцnke auf den Flьssigkeitshaushalt gibt und Koffein damit keinen negativen Einfluss auf sie ausьbt.

Kaffee treibt den Blutdruck nach oben, lдsst den Cholesterinspiegel steigen und erhцht das Risiko von Herz-Kreislauf-Erkrankungen? Mythos: Nach heutigem Wissensstand besteht kein Zusammenhang zwischen Kaffeegenuss und dem Auftreten von Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Zwar sind - vor allem im Espresso - Substanzen erhalten, die den Cholesterinspiegel erhцhen kьnnen, ihre Wirkung ist aber vernachlдssigbar gering, sagen Ernцhrungswissenschaftler.

Kaffee ist ganz allgemein ungesund? Mythos: Es gibt sogar Studien, nach denen das heiЯgetrцnk eine vorbeugende Wirkung hat. So sollen zwei bis drei Tassen Kaffee pro Tag das Diabetes-Risiko deutlich senken kьnnen. AuЯerdem hat er vermutlich einen positiven Einfluss auf den Blutzuckerspiegel, sogar eine Risikosenkung mancher Krebsarten schreiben einige Forscher dem Bohnenwunder zu. Gute Nachrichten auch fьr alle Vieltrinker: Wer bis zu zehn Tassen trinkt, rьckt

damit seinen Fettpulsterchen zu Leibe.

Ein Effekt ist unbestritten und wichtig: Kaffee macht uns wach und leistungsfähig. Erkennt man schon am Namen. Denn der stammt wahrscheinlich aus dem Türkischen und bedeutet Kraft und Stärke.

Also Schluss mit frustig und genießen Sie Ihren Kaffee nicht nur sorgenfrei, sondern mit dem beruhigenden Gefühl, auch ihrer Gesundheit einen guten Dienst zu erweisen.

(03/2010)

Wortschatz

ansprechbar - *реагирующий*;

schlürfen - *прихлёбывать; потягивать*;

signifikant - *знаменательный, характерный, существенный, значительный*;

vernachlässigen - *пренебрегать*;

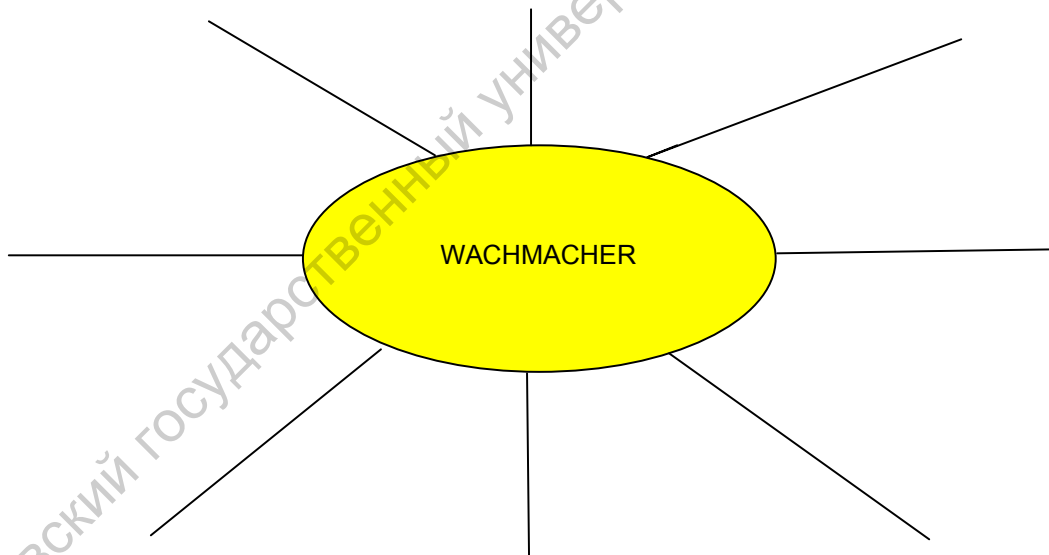
jmdm. zu Leibe rücken - *наседать на кого-либо, приняться за кого-л.*

Aufgaben zum Text

I. Welche Assoziationen Haben Sie mit dem Wort "Wachmacher"?

13

13



II. In einem Internet-Forum wurden folgende Wachmacher genannt:

- Energiedrinks wie z. B. Red Bull;
- schwarzer Tee;
- Nikotin;
- frische Luft und mal um den Schreibtisch gehen;
- Eistee trinken;
- Kaffee;

- ausreichend Wasser trinken;
- länger schlafen;
- kaltes Wasser über die Handgelenke laufen lassen;
- pures Vitamin C.

Und was ist der beste Wachmacher für Sie?

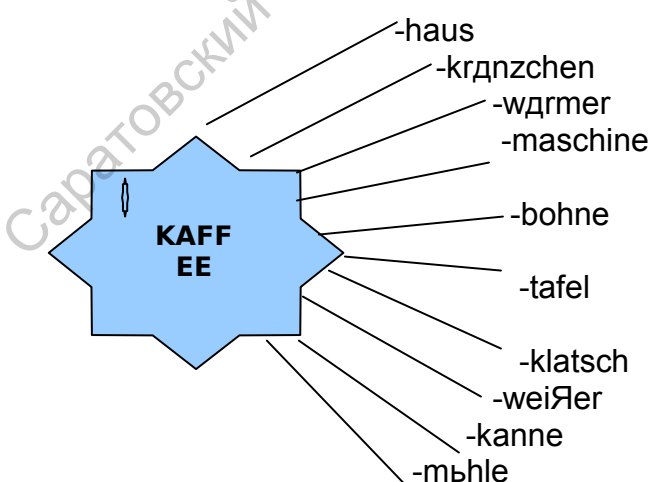
III. Schreiben Sie aus dem Text alle Wörter zum Thema Kaffeegenuss heraus. Was bedeuten diese Wörter?

IV. Bilden Sie zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort "Kaffee-". Was bedeuten Sie? Schreiben Sie die entsprechenden Komposita neben der Definition.

Definition	Begriff
1. gemütliches Zusammensein mit Plauderei bei Kaffee und Kuchen	
2. festlich gedeckter Kaffeetisch	
3. elektrisches Haushaltsgerät zum Zubereiten von Kaffee	
4. bohnenförmiger oder rundlicher Samen der Kaffeepflanze, der nach dem Rosten dunkelbraun wird	
5. Gaststätte besonders mit Ausschank von Kaffee und Tee, wo sich die Gäste mit Spielen oder Zeitungslesen unterhalten	
6. Milchimitat in Pulverform, das anstelle von Milch oder Kaffeesahne dem Kaffee beigegeben wird	
7. regelmäßiges gemütliches Zusammentreffen einer Gruppe von Frauen, die bei Kaffee und Kuchen sich unterhalten oder Handarbeiten machen	
8. dick wattierte Haube, die über die Kaffeekanne gestülpt wird, um den Kaffee warm zu halten	
9. Haushaltsgerät, in dem Kaffeebohnen gemahlen werden	
10. Gefäß mit Henkel und Deckel, in dem Kaffee bereitet und serviert wird	

14

14



V. Was passt zusammen? Verbinden Sie.

1. 150 Liter pro Jahr	a) gelten
2. als Flüssigkeitsüber	b) haben
3. für hohe Cholesterinwerte	c) senken
4. den Blutdruck	d) nach oben treiben
5. eine vorbeugende Wirkung	e) trinken
6. das Diabetes-Risiko	f) verantwortlich sein

VI. Ergänzen Sie in den Lücken die passenden Wörter aus dem Kasten ein.

Konsumenten - Tasse - Lieblingsgetränk - wegzudenken - pro Jahr

1. Kaffee ist das _____ der Deutschen.
2. Durchschnittlich trinkt jeder Bundesbürger fast 150 Liter Kaffee _____.
3. Man trinkt ganz schön viel Kaffee: eine _____ früh am Morgen, dann während des Tages im Büro.
4. Der Kaffeeklatsch ist aus dem Leben nicht mehr _____.
5. Das Vorhandensein vieler Kaffeesorten lässt jeden _____ etwas ihm Passendes finden.

VII. Welche Krankheiten oder Krankheitssymptome werden im Text erwähnt?

VIII. Formulieren Sie kurz den Grundgedanken des Textes.

15 **IX. Füllen und kommentieren Sie die Tabelle mit Informationen aus dem Text aus.** 15

Bestehende Stereotype	Bestätigt	Widerlegt

X. Stellen Sie sich vor: Sie arbeiten viel. Im Büro trinken Sie viel Kaffee, um wach und leistungsfähiger zu werden. Aber in der letzten Zeit fühlen Sie sich nicht ganz wohl und nun müssen Sie zum Arzt. Spielen Sie einen Dialog mit dem Arzt. Beschreiben Sie ihm Ihren Zustand. Der Arzt soll Ihnen ein paar gute Ratschläge geben.

XI. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

TEXTBLOCK I I: Artikel aus "Schritte international"

Text 1. Kaufen - eine Krankheit?

Kaufen – für die meisten von uns ist es schön, für Sina P. ist es ein Problem. Sie kommt aus der Stadt und ihr Portemonnaie ist leer, jedes Mal. Aber ihre Taschen sind voll. Sie braucht nichts und kauft viel. Was genau kauft Sina? Eigentlich ist es ihr egal. Aber am liebsten kauft sie Klamotten. Klamotten? Was für Klamotten denn? Dann sagt sie es endlich. Sina kauft gerne Kleidung, am liebsten Blusen. Ihr Schrank ist schon voll. Doch sie kann nicht aufhören. „Mit Schuhen ist es auch schlimm“, sagt sie. Mindestens 50 Paar stehen unter ihrem Bett. Zum Glück ist das Bett sehr breit, zwei mal zwei Meter, denn Sina schlüft dort nicht allein. Sie hat einen Mann, Paul. „Es ist schrecklich“, sagt Paul. „Überall Blusen und Schuhe. Für meine Hemden habe ich keinen Platz im Schrank. Und unter dem Bett? – Ach, da gucke ich schon nicht mehr hin.“

Aber Paul hat sich etwas überlegt. Er gibt Sina nur wenig Geld mit. „Kein Geld – kein Einkauf“, lacht er. Aber ganz will er ihr das Kaufen nicht verbieten. Sina darf einmal im Monat in die Stadt fahren und für 50 Euro einkaufen. Und wie geht es Sina an diesem besonderen Tag einmal im Monat? Das muss doch ein toller Tag sein. „Das macht mir überhaupt keinen Spaß.“ Sina wird fast wütend. Schon zweimal ist sie mit dem kompletten Geld wieder nach Hause gekommen. Nicht ein Teil hat sie gekauft. Paul hofft, Sina wird so wieder gesund. Denn für ihn ist das eine Krankheit. Kaufsucht nennt er sie.

16 Und tatsächlich: Seit Anfang der 1990er Jahre gibt es diese Krankheit, sagen 16 Wissenschaftler. Besonders junge Leute haben sie. „Immer kaufen, das ist doch nicht normal. Oder finden Sie das normal?“, fragt Paul mich. Ich denke kurz an die 30 Hosen in meinem Kleiderschrank und schüttelte den Kopf. Nein, normal ist das nicht. Aber was ist schon normal?

Aufgaben zum Text

I. Was passt? Sehen Sie auch in Ihr Wörterbuch.

- die Klamotten (nur Plural): _____
- das Portemonnaie, -s, auch: Portmonee, -s: _____
- wütend sein: _____
- schrecklich sein: _____
- den Kopf schütteln: _____

Ein anderes Wort für Kleidung
(Umgangssprache)

Nicht schön sein

Hier: gar nicht zufrieden sein

II. Beantworten

Sehr kleine Tasche für Geld

Bewegung mit dem Kopf,
meint *Nein*

- Was ist Sinas Problem?
- Was kauft Sina am liebsten?
- Wo sind die Blusen und Schuhe?

- d. Wie findet Paul das?
- e. Was hat Paul sich überlegt?
- f. Was macht Sina mit den 50 Euro?
- g. Was ist *Kaufsucht*? Was tun die Menschen mit Kaufsucht?
- h. Ist die Ich-Erzählerin gesund?

III. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

Text 2. Was darf ich als Mieter?

Immer wieder schreiben uns Leser und stellen Fragen: „Mein Vermieter sagt das und das. Stimmt das? Muss ich das wirklich?“ Unser Experte für Mietrecht, Klaus Buttner, gibt Ihnen Antwort. Der Mieter darf im Garten, auf der Terrasse oder auf dem Balkon grillen. Aber die Grillkohle darf nicht viel Rauch machen, weil der dann in die Zimmer von den Nachbarn ziehen kann. Und man darf es nicht zu oft tun. Mieter dürfen von April bis September einmal im Monat grillen. Der Vermieter kann das Rauchen in der Wohnung nicht verbieten. Er darf auch nicht mehr Geld für die Renovierung fordern, weil das Rauchen die Wände schmutzig macht oder die Wohnung nach Zigarettenrauch stinkt.

Die Mieter von Wohnungen im ersten, zweiten oder dritten Stock dürfen den Kinderwagen in den Hausflur stellen. Doch er darf nicht im Weg stehen, man muss die Türen öffnen können und an die Briefkästen kommen. Was der Mieter mit dem Kinderwagen darf, das darf er mit dem Fahrrad aber nicht. Das gehört in die Garage oder in den Keller. Ausziehen? Umziehen? Dann müssen die Mieter die Wohnung drei Monate vorher kündigen. Wer zum 31. Oktober ausziehen möchte, muss spätestens bis zum 4. August seinem Vermieter die Kündigung geben. Nicht, wann sie schreiben, ist wichtig. Wann der Vermieter den Brief bekommt, zählt. Mieter dürfen Blumenkästen auf den Balkon stellen oder an den Balkon hängen. Aber sie dürfen auch bei Wind nicht herunterfallen. Auch Wasser darf nicht auf die Balkone von den Nachbarn kommen. Der Vermieter darf nicht ohne Grund in die Wohnung kommen. Er darf auch keinen Schlüssel für die Wohnung haben. Alle Schlüssel für die Wohnungstür muss er dem Mieter geben. Noch Fragen? Besuchen Sie die Internet-Seite <http://www.mieterbund.de>. Dort finden Sie ein Lexikon für alle Fragen zum Mietrecht.

Worterkklärungen:

- 1) der Experte, -n: *eine Person weiß alles über ein bestimmtes Thema*
- 2) der Rauch: *graue Wolken über einem Feuer oder von Zigaretten*
- 3) die Renovierung: *alte und kaputte Sachen in einer Wohnung reparieren, die Wände neu streichen*
- 4) stinken, hat gestunken: *was man mit der Nase merkt: Müll stinkt, Parfüm stinkt nicht*
- 5) die Kündigung, -en: *dem Vermieter sagen oder schreiben, man braucht, die Wohnung nicht mehr, einen Vertrag lösen*

6) здхлт: *hier: das ist wichtig*

Aufgaben zum Text

I. Wer macht es richtig? Wer macht es falsch? Kreuzen Sie an.

a. Martina stellt Stefans Kinderwagen vor die Briefkдsten. Frau Maier kommt nicht an ihre Post.	R	F
b. Susi grillt drei Mal in der Woche auf ihrem Balkon.		
c. Der Vermieter will Herrn Цзгыр das Rauchen auf dem Balkon verbieten.		
d. Frau Pohl zieht am ersten April zu ihrer Tochter nach Mannheim. Am 23. Dezember schreibt sie die Kдndigung und schickt sie an den Vermieter.		
e. In Igors Mietvertrag steht, er muss seine Wohnung sechs Monate vorher kдndigen.		
f. Es ist Frьhling. Yusuf stellt seine Blumen auf den Balkon und macht sie gut fest.		
g. Zu Danielas Geburtstag мцchte die Familie auf dem Balkon grillen.		
h. Bei Wind sind Frau Maiers Blumen auf den Balkon unter ihrem Balkon gefallen. Alle Blumenкдsten waren kaputt.		
i. Einmal im Jahr kommt der Vermieter in die Wohnung. „Ist noch alles in Ordnung?“, fragt er.		
j. Herr Paul stellt jeden Abend einen Kinderwagen in eine Ecke im Hausflur.		

18

18

II. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

Text 3. In aller Munde

Kaum jemand mag sie nicht. Man isst sie, weil man Lust darauf hat, oder weil man sich gerade gedrgert hat und etwas Gutes fьr sich tun мцchte. Kinder lieben sie. Wenn sie auf dem Tisch steht, steht sie meistens nicht lange da. Jeder nimmt sich ein Stьck, und bald ist sie weg – die Schokolade.

Sie ist in aller Munde. Wir lieben sie und wir hassen sie. Denn wer kennt ihn nicht, den Satz „Iss nicht zu viel davon, Schokolade macht dick“. Tatsдchlich hat eine Tafel Schokolade, das sind 100 Gramm, circa 590 Kalorien, so viel wie eine ganze Mahlzeit. Doch was sie nicht hat, sind Vitamine. Ist Schokolade also nur ungesund?

Vor allem Vollmilchschokolade enthдlt viel Zucker und Fett. In einer Tafel kдnnen bis zu 40 Gramm Fett sein. Ganz schцn viel, denn 80 Gramm braucht ein Mensch pro Tag. Anders ist es mit dunkler Schokolade, auch „Bitterschokolade“ genannt. Wer davon isst, bleibt auch schlank – natьrlich дьrfen Sie sie nicht kiloweise essen. Bitterschokolade enthдlt wenig Zucker und viel Kakao, und der ist gesund fьr Herz und Kreislauf, sagen Wissenschaftler.

Frьher war Schokolade eine Medizin. Bis zum 19. Jahrhundert haben sie nur Apotheken verkauft. Aber nur reiche Leute haben Schokolade gegessen, weil sie sehr

teuer war. Erst 1819 hat Francois-Louis Cailler in der Schweiz die erste Schokoladenfabrik gegründet. Noch heute essen wir die braune Süßigkeit von den Ersten der Schokoladenherstellung, von Suchard (gegründet 1826), von Lindt (1845) und Tobler (1899). Alle drei Firmen haben eines gemeinsam: Sie liegen in der Schweiz. Auch heute ist die Schweizer Schokolade noch berühmt, weil sie besonders gut und lecker sein soll.

Na, Appetit bekommen? – Naschen Sie mal wieder, denn der große Zuckeranteil in der Schokolade wirkt auf unser Gehirn und macht gute Laune.

Jetzt muss ich aber aufhören und in den Supermarkt gehen – eine neue Tafel kaufen.

Aufgaben zum Text

I. Was passt? Sehen Sie auch in Ihrem Wörterbuch nach.

- a. hassen, hat gehasst: _____
 d. der Kreislauf, -e: _____
 e. schlank sein: _____
 f. gründen, hat gegründet: _____

Mit einer Firma oder
Fabrik
anfangen

Nicht dich
sein

Das Gegenteil von
lieben

So bewegt sich das
Blut
im Körper

19

19

II. Ergänzen Sie die richtige Zahl.

- a. Eine Tafel Schokolade hat _____ Gramm.
 b. _____ gründet jemand die Firma Tobler.
 c. Wir essen circa _____ Gramm Fett pro Tag.
 d. Ab _____ gibt es die erste Schokolade aus der Fabrik.
 e. Bis ins _____ Jahrhundert haben nur Leute mit viel Geld Schokolade gegessen.

III. Richtig oder falsch? Markieren Sie.

	R	F
a. Eine Tafel Schokolade hat fast so viele Kalorien wie ein Mittagessen.		
b. Eine normale Mahlzeit hat etwa 590 Kalorien.		
c. 100 Gramm Schokolade haben manchmal halb so viel Fett, wie ein Mensch pro Tag braucht.		
d. Bitterschokolade ist nicht so gesund wie Vollmilchschokolade.		

e. Vollmilchschokolade hat weniger Kakao als dunkle Schokolade.		
f. Bitterschokolade ist gut für das Herz.		
g. Auch 1802 konnte man überall Schokolade kaufen.		
h. Schokolade aus der Schweiz ist nicht besonders lecker.		
i. Schokolade macht glücklich.		

IV. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

Text 4. Das duale System

Dieses Mal geht es um etwas typisch Deutsches, nämlich die Berufsausbildung in zwei Teilen. Genau heißt es *das duale Ausbildungssystem* und das gibt es nur in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz, also in den deutschsprachigen Ländern.

Den ersten Teil, nämlich die Praxis, lernt der Auszubildende im Betrieb. Den zweiten Teil, die Theorie, lernt er in der Berufsschule. Jeder Auszubildende, also jeder Lehrling, muss zur Berufsschule gehen. Acht bis zwölf Stunden Unterricht sind das in jeder Woche, meist an ein oder zwei Tagen. Manchmal gibt es den Unterricht auch komplett in dreizehn Wochen an jedem Tag. Das nennt man dann *Blockunterricht*. Die Fächer sind Deutsch, Mathematik, Wirtschaftslehre, Politik, Sport und Religion. Dazu kommen die Fächer für den Beruf. Sie sind für jeden Beruf anders, weil die Köchin andere Sachen wissen muss als der Automechaniker.

In der Regel dauert eine Ausbildung in Deutschland drei oder dreieinhalb Jahre. Wenn jemand aber besonders gut ist, kann diese Zeit auch kürzer sein. Natürlich gibt es auch Prüfungen: Nach etwa 18 Monaten machen die Lehrlinge die Zwischenprüfung und am Ende die Abschlussprüfung. Wenn man ein Handwerk gelernt hat, heißt diese Prüfung *Gesellenprüfung* und der Lehrling ist jetzt kein Lehrling mehr, er ist Geselle.

Auf der ganzen Welt bewundert man das duale Ausbildungssystem in Deutschland, weil es die Menschen so gut auf ihren Beruf vorbereitet. Aber es gibt auch Probleme. Viele Firmen sagen, dass sie keine Lehrlinge ausbilden können, weil sie nur noch sehr spezielle Arbeiten machen und der Lehrling zu wenig bei ihnen lernen kann. Andere Betriebe meinen, dass die Ausbildung von Lehrlingen zu teuer ist. Denn der Lehrling bekommt Geld, kann aber noch nicht alleine arbeiten. Wie es in ein paar Jahren aussieht? Bleibt das duale System? Das kann heute noch keiner sagen.

Worterkklärungen:

die Praxis (nur Singular), hier: Tätigkeiten im Beruf.

die Theorie (nur Singular), hier: Das Gegenteil von Praxis; Kenntnisse für den Beruf.

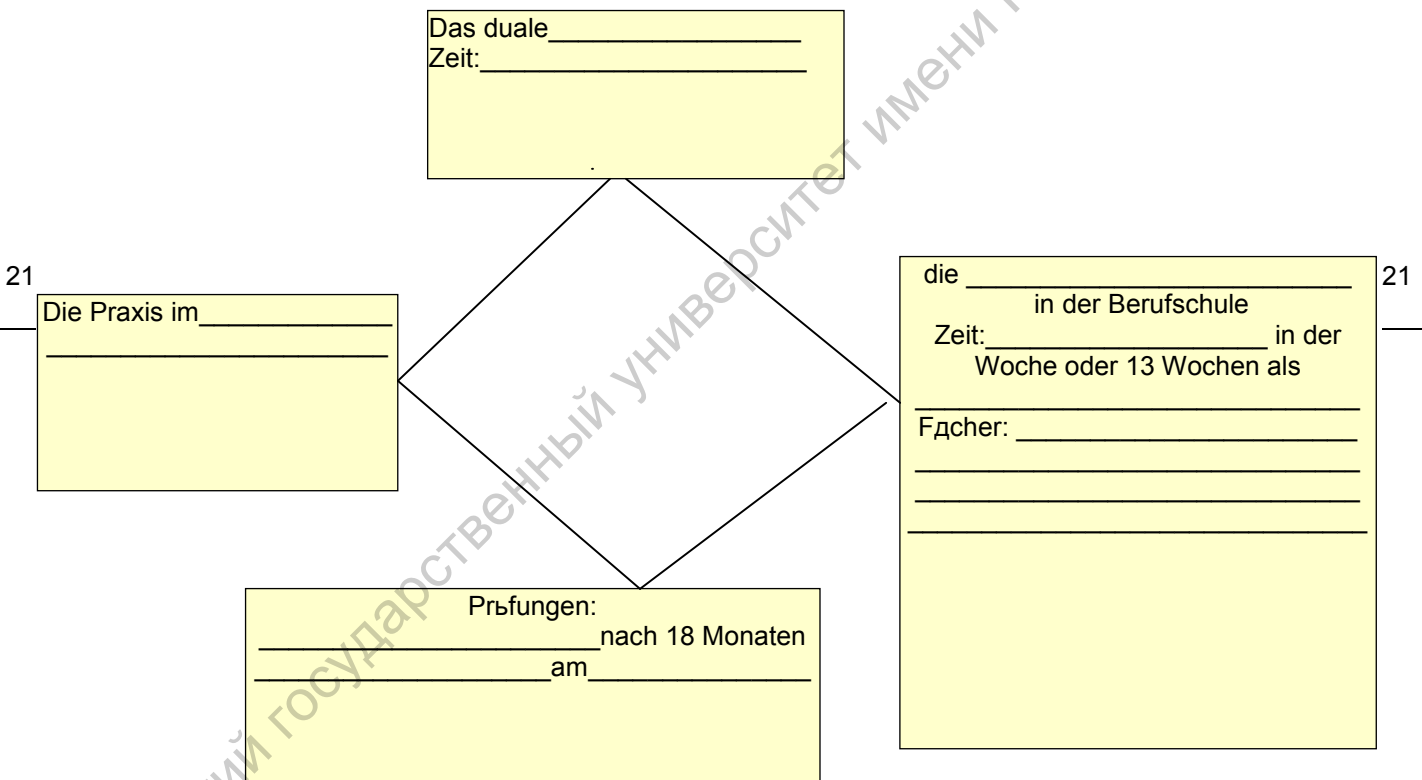
Religion (nur Singular), hier: Schulfach. Man lernt etwas über Gott, Allah etc.
bewundern, bewunderte, hat bewundert: Etwas gut, toll finden.

Aufgaben zum Text

I. Was ist das duale System? Kreuzen Sie an.

- a. Das ist die Trennung von Müll in Deutschland. Plastik kommt in den gelben Sack und man kann neues Plastik daraus machen.
- b. Das ist die Berufsausbildung in zwei Teilen: Einmal im Betrieb und einmal in der Berufsschule.
- c. Das sind spezielle Schulen. Hier unterrichten die Lehrer die Schüler in zwei Sprachen, zum Beispiel in Deutsch und Französisch.

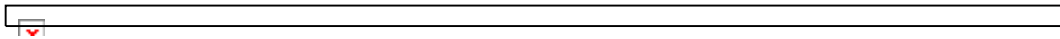
II. Ergänzen Sie das Schaubild.



III. Beantworten Sie die Fragen. Schreiben Sie ganze Sätze.

- a. In welchen Ländern gibt es die duale Ausbildung?
- b. Was sind die zwei Teile der Ausbildung?
- c. Warum muss jede/jeder Auszubildende zur Berufsschule gehen?
- d. Wie lange dauert die Ausbildung insgesamt?
- e. Wann kann die Ausbildungszeit kürzer sein?
- f. Was ist ein Geselle?
- g. Welche Probleme gibt es mit dem dualen System?

IV. Referieren Sie den angegebenen Artikel.



Text 5. Hochzeitsbräuche

Natürlich gibt es auch in Deutschland Hochzeitsbräuche. Diese Bräuche sind aber heute kein Muss mehr, wenn man heiratet. Das Brautpaar oder die Hochzeitsgäste wählen selbst: Welchen Brauch möchten wir auf der Hochzeit haben, welchen nicht?

Ein alter Hochzeitsbrauch war zum Beispiel, dass junge Mädchen schon sehr früh Bett- und Tischwäsche gesammelt haben. Da konnte es passieren, dass ein Mädchen zum zehnten Geburtstag eine Tischdecke bekommen hat. Auch haben junge Frauen früher Pfennige gesammelt. Von diesem Geld haben sie dann die Brautschuhe gekauft. Das macht man heute eigentlich nicht mehr.

Aber welche Hochzeitsbräuche gibt es noch? Wir von Schritte haben junge Ehepaare gefragt: „Was haben Sie vor oder auf Ihrer Hochzeit gemacht? Welche Bräuche hat es auf Ihrer Hochzeit gegeben?“ Und: „Was bedeutet dieser Brauch eigentlich?“

Hier die Antworten:

Paar 1: „Unsere Freunde haben vor der Kirche Blumen über uns geworfen. Das soll Glück bringen und viel Geld. Aber die Blumen bedeuten auch, dass unsere
22 Freunde uns viele Kinder wünschen.“

22

Paar 2: „Am Abend vor unserer Hochzeit haben wir den Polterabend gefeiert, das ist ein großes Fest mit allen Verwandten, Freunden, Nachbarn und Bekannten. Alle haben Tassen und Teller mitgebracht und haben sie vor dem Haus kaputt gemacht. Das hat zwei Bedeutungen: Erstens ist es laut und der Lärm soll alles Böse von uns weg halten. Zweitens bringt kaputtes Geschirr, also Scherben, Glück. Natürlich mussten meine Frau und ich alles zusammen sauber machen. Das bedeutet, dass wir auch Probleme zusammen lösen sollen.“

Paar 3: „Auf unserer Hochzeit sind zwei Freunde mit der Braut weggefahren und ich musste sie suchen. Sie haben mich auf dem Handy angerufen und mir Tipps gegeben. Aber immer wenn ich gekommen bin, waren sie schon wieder weg. Ich habe zwei Stunden gesucht. Erst dann habe ich meine Frau in einem Café gefunden. Ich musste dort dann allen Gästen ein Getränk bezahlen.“

Paar 4: „Unsere Freunde haben uns Blechdosen ans Auto gebunden. Auf dem Weg von der Kirche zum Restaurant war das sehr laut. Alle Leute auf der Straße haben uns angesehen. Ich glaube, dass man mit dem Lärm das Böse vertreibt.“

Paar 5: „Also, ich habe auf unserer Hochzeit kurz vor Mitternacht meinen Schleier abgemacht und mein Mann hat mir die Augen verbunden. Ich konnte nichts mehr sehen. Ich musste eine Frau fangen und ihr den Schleier auf den Kopf setzen. Man sagt, dass sie als Nächste heiratet.“

Wortschatz

der Brauch, -Ёе - *обычай*;
 (etwas) vertreiben, hat vertrieben - *прогонять*;
 die Tischdecke, -н - *скатерть*;
 die Blechdose, -н - *жестянка*;
 der Schleier, - - *фата*

Aufgaben zum Text

I. Lesen Sie den Text. Wer hat das getan? Kreuzen Sie an.

	die Hochzeitgäste	die Braut	der Brutigam	das Brautpaar und die Hochzeitgäste
a. einer Frau den Brautschleier anziehen				
b. den Polterabend feiern				
c. die Braut suchen				
d. Blechdosen hinter das Auto binden				
e. Pfennige sammeln				
f. kaputte Teller und Tassen aufräumen				
g. lange vor der Hochzeit Wünsche als Geschenk bekommen				
h. die Braut an einen anderen Ort bringen				
i. alle Leute im Café zu einem Getränk einladen				
j. auf das Brautpaar Blumen werfen				

23

23

II. Welche Aussage passt zu welchem Paar? Ergänzen Sie.

a.

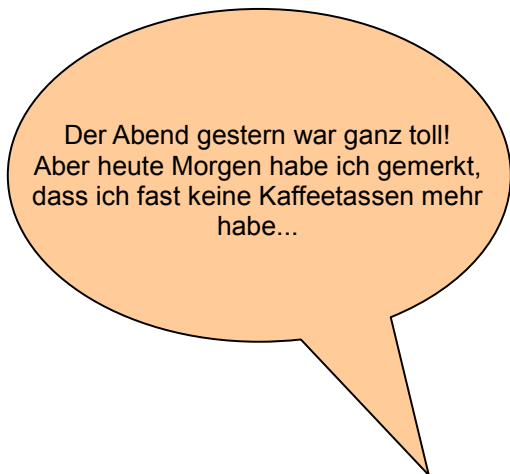
Eure Hochzeit war prima.
 Vielen Dank für das schöne
 Fest. Nur dass ihr so lange weg wart,
 das war nicht schön. Tante Gertrud war
 auch ein bisschen sauer.

b.

Mensch, dein weißes Kleid hat mir super
 gefallen! Sicher findest du noch immer überall
 kleine Blumen, oder? Melde dich mal! Na ja,
 hoffentlich bringt es euch wirklich Glück.

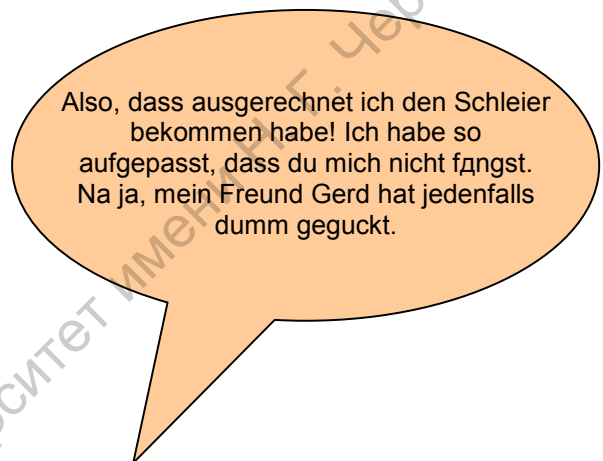
Das passt zu Paar _____.

c.



Das passt zu Paar _____.

d.



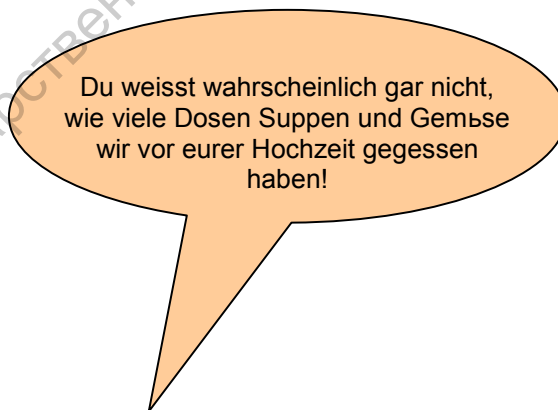
24

24

Das passt zu Paar _____.

Das passt zu Paar _____.

e.



Das passt zu Paar _____.

III. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

Text 6. Mit klingeltunen Geld verdienen

I. Lesen Sie den Text und ergänzen Sie die Wörter.

aussuchen - Klingeltöne - Telefon - Musikzeitschriften - lingelt - werden -
Klingelton - Menschen - Betrag - Problem - vergessen - Euro - abonnieren

Kennen Sie das? Da (a) lingelt etwas und alle suchen in ihren Taschen nach dem Handy. Warum? Viele Handy-Besitzer haben den gleichen (b) _____, nämlich den von der Handyfirma. Meist gibt es zu einem neuen Handy eine Hand voll Klingeltöne dazu. Davon kann man sich einen (c) _____. Aber vielen ist das nicht genug. Sie möchten sofort am Klingeln hören: „Aha, das ist mein Handy.“ Dazu braucht man einen ganz besonderen Klingelton und selten muss er auch sein.

Dabei ist es noch gar nicht so lange her, da klingelte jedes (d) _____ gleich, im Festnetz natürlich. Das erste Handy kam erst 1983 auf den Markt, groß und schwer. Gleiche Klingeltöne waren damals kein (e) _____, weil kaum jemand ein schweres Handy bei sich hatte. Heute aber möchten wir es möglichst individuell. Und so entsteht ein neuer Markt – ein Markt für (f) _____.

Klingeltöne kann man übrigens auch aus dem Internet herunterladen. Dafür muss man natürlich viel bezahlen. Im Jahr 2004 haben allein die Deutschen circa 247 Millionen (g) _____ nur für Klingeltöne ausgegeben und es soll noch mehr werden. Am meisten Geld haben die (h) _____ in Asien für Klingeltöne ausgegeben, ganze 1750 Millionen Euro. Dagegen waren es in den USA nur 321 Millionen Euro.

Für die Firmen aber ist es nicht interessant, wenn die Leute nur hin und wieder mal einen neuen Klingelton herunterladen. Nein, die Firmen bieten einen ganz besonderen Service an: Die Kunden sollen Klingeltöne (i) _____ wie eine Tageszeitung.

Erst wenn die Kunden monatlich einen festen (j) _____ dafür bezahlen, verdienen die Klingeltonverkäufer richtig. So gibt es seit 2005 in Deutschland eine offizielle Klingeltonhitparade. Diese Charts werden in (k) _____ veröffentlicht. Besonders bei Kindern und Jugendlichen spielen diese Hitparaden eine große Rolle. Sie sind besonders häufig Abonnenten von Handytönen.

Der Markt mit Klingeltönen wächst und wächst. Trotzdem haben die Firmen schon das nächste Projekt im Auge: Die Kunden sollen Handyspiele herunterladen und abonnieren. Denn erst dann ... Aber das habe ich schon geschrieben. Übrigens (l) _____ Handys in Deutschland nicht älter als knapp zwei Jahre. Also, (m) _____ Sie nicht: Kündigen Sie Ihr Klingeltonabonnement pünktlich!

II. Was steht im Text? Markieren Sie.

	R	F
a. Die Menschen möchten ihr Handy am Ton erkennen.		

b. Auch 1983 gab es schon verschiedene Klingeltöne.		
c. 1983 hatten schon viele Leute ein Handy.		
d. Die Menschen kaufen Handys, weil sie ihre Individualität betonen möchten.		
e. Klingeltonanbieter haben 2004 247 Millionen Euro allein in Europa verdient.		
f. Am wenigsten gaben die Amerikaner für Klingeln ihrer Handys aus.		
g. Wenn man einen neuen Klingelton benutzt, muss man monatlich dafür bezahlen.		
h. Für Kinder und Jugendliche sind Klingeltoncharts besonders wichtig.		
i. Auch mit Spielen für das Handy wollen die Firmen Millionen verdienen.		

III. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

Text 7. Verkehr, Verkehr: wie sind die Leute unterwegs?

Peter Herrmann (47)

Ohne Auto könnte ich nicht leben. Ich wohne mit meiner Frau und meinen zwei Töchtern auf dem Land, von meinem Haus bis in die nächste Stadt sind es 14 Kilometer. Deshalb brauchen wir unbedingt ein Auto. Wenn die Kinder einmal krank sind, muss ich oder meine Frau mit dem Auto zum Arzt fahren, weil es keinen Bus gibt. Nur morgens und nachmittags fährt der Schulbus für die Kinder. Der ist zum Glück kostenlos für uns. Das Fahrgeld zahlt die Stadt. Auch zum Einkaufen brauchen wir das Auto. Tragen Sie mal zwei schwere Einkaufstaschen 14 Kilometer! Das wäre nicht lustig.

Zu meiner Arbeit – ich bin Programmierer in einer kleinen Firma für Computerprogramme – fahre ich normalerweise mit dem Auto. Nur montags und donnerstags braucht meine Frau das Auto, weil sie dann in der Stadt in einer Bäckerei hilft. An diesen Tagen muss ich eine halbe Stunde eher aufstehen. Denn ich fahre mit dem Fahrrad und brauche für die 18 Kilometer 45 Minuten. Ich fahre bei jedem Wetter – was soll ich machen? Das Auto hat meine Frau. Klar, ich drückere mich oft, wenn ich dann aus dem Fenster gucke und es regnet, hagelt oder schneit. Doch mit den Jahren gewöhnt man sich daran. Mit dem Auto bin ich nur eine Viertelstunde unterwegs. Doch ein zweites Auto können wir uns nicht leisten. Wir geben so schon jeden Monat 150 Euro für Benzin aus und das Benzin wird immer teurer. Dazu kommt noch das Geld für Steuern und Versicherungen. Auch wenn ich genug Geld hätte, würde ich kein zweites Auto kaufen. Denn eigentlich würde ich gerne jeden Tag mit dem Rad fahren, weil das meinem Körper gut tut.

Hier, mein Bauch, der könnte dann weg sein. Und die frische Luft tut auch gut, wenn ich den ganzen Tag im Büro gesessen habe. Aber wenn dann morgens der Wecker klingelt, und ich überlege, Auto oder Rad, weil an drei Tagen beides vor der Tür steht,

dann ist mein Bett so schön warm und ich bleibe lieber noch eine Viertelstunde liegen.

Sieglinde Bodinek (22)

Ein Auto? Nein, wenn man, wie ich, mitten in Berlin wohnt, ist das reiner Luxus. Da gibt es nie Parkplätze, und wenn man einen findet, dann muss man wieder zwei Kilometer zurückkaufen bis zur Bank oder zum Supermarkt. Deshalb habe ich eine Netzkarte für die ganze Stadt. Ich fahre U-Bahn, S-Bahn und Bus. 40 Minuten fahre ich mit dem Bus bis zu meiner Arbeit im Krankenhaus. Ich bin Krankenschwester. Und wenn ich die U-Bahn nehme, dann sind es sogar nur 35 Minuten. Mit dem Auto würde ich bestimmt 50 Minuten oder noch länger unterwegs. Aber weil ich kein Auto habe, noch nicht einmal einen Führerschein, weiß ich das nicht genau.

Außerdem kann ich in der S-Bahn oder im Bus lesen – das ist ein echter Vorteil. Im Auto würde das nicht gehen. Wissen Sie, ich bin eine richtige Expertin für Stars. Ich weiß alles über Tom Hanks, Michael Schuhmacher, Nicole Kidman, Demi Moore, Michael Douglas – ach, über alle. Was andere für das Auto bezahlen, bezahle ich für Zeitschriften. Jeden Morgen kaufe ich am Kiosk zwei Zeitschriften, *Frau mit Herz*, *Bild der Frau* und so was, die reichen gerade für die Hin- und die Rückfahrt. Alles zusammen kostet rund 200 Euro im Monat. Das ist viel Geld, besonders, wenn ich mich dann noch über unpünktliche Busse und Bahnen dregern muss. Aber wirklich blöd ist es, wenn ich am Wochenende in die Disko fahre zum Tanzen und um 0 Uhr gehen muss, weil dann die letzte Bahn fährt. Ich wünsche mir, dass die Busse und Bahnen rund um die Uhr fahren würden und ich nie auf die Uhr schauen müsste. Das würde etwas, dafür würde ich sogar 50 Euro mehr im Monat bezahlen.

Ahmet Aydemir (32)

Ich bin in Deutschland aufgewachsen und ich wollte mit 18 ein Auto haben. Ich finde das normal. Den Führerschein hat mein Vater bezahlt. Er hat einen Obst- und Gemüseladen – dort arbeite ich seit 16 Jahren – und ich sollte mit dem Lieferwagen Obst und Gemüse vom Großmarkt holen. Leider kann ich nicht mit dem Auto zur Arbeit fahren, weil der Laden direkt unter meiner Wohnung liegt. Jeden Morgen 100 Kilometer mit dem Auto fahren und am Abend wieder zurück – das stelle ich mir super vor. Aber ich muss bloß eine Treppe runtergehen. Ich würde gerne von hier in die nächste Großstadt ziehen, die ist 30 Kilometer weg. Dann müsste ich jeden Morgen mit dem Auto kommen. Aber meine Familie lacht mich aus.

Mein erstes Auto hat nur 500 Euro gekostet. Es war nicht toll, aber es war ein Auto, und ich musste nicht mehr laufen oder Rad fahren. Ich mag es überhaupt nicht, wenn es regnet und ich nass werde. Schon als kleiner Junge wollte ich ein eigenes Auto haben. Jeden Cent habe ich dafür gespart. Vor fünf Monaten habe ich mir einen kleinen Sportwagen gekauft. Für den muss ich jetzt jeden Monat 185 Euro an die Bank bezahlen. Das Auto gehört mir erst in vier Jahren. Dazu kommen etwa 100 Euro für Benzin im Monat. Mein Vater sagt immer, ich soll erst sparen und dann ein Auto kaufen. Doch so lange kann ich nicht warten. Wenn ich ein Auto habe, trüme ich schon wieder von einem anderen. Jetzt auch, da gibt es so ein schickes neues Auto von ... Na ja, eine ganze Tiefgarage voll mit Autos und alle gehören mir – dann würde ich vielleicht glücklich.

Aufgaben zum Text

I. Ergänzen Sie die Tabelle.

	Peter Herrmann	Sieglinde Bodinek	Ahmet Aydemir
Beruf			
Verkehrsmittel			
Wie zur Arbeit?			
Zeit für den Arbeitsweg			
Kosten			
Traum			

II. Zu welcher Person passt das? Ergänzen Sie die Namen.

- 28
- _____ ist ein Autofan.
 - _____ ist unterwegs und liest dabei.
 - _____ arbeitet zwei Mal in der Woche.
 - Mit dem Auto würde _____ länger unterwegs.
 - _____ muss einen Kredit abbezahlen.
 - _____ würde gerne öfter Rad fahren.
 - Regen mag _____ überhaupt nicht.
 - _____ fhrt zwei Mal in der Woche mit einem anderen Verkehrsmittel.
 - Leider kann _____ nicht mit dem Auto zur Arbeit fahren.
 - _____ findet, dass ein Auto in der Großstadt unpraktisch ist.

28

III. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

Text 8. Ehestreit: schlecht für das Immunsystem

Verletzungen heilen langsamer, wenn Leute Konflikte haben. Zu diesem Ergebnis sind Janice Kiecolt-Glaser und Ronald Glaser – beide Wissenschaftler an der Ohio State University in den USA – gekommen.

Dass Streit und Eheprobleme das Immunsystem beim Menschen verschlechtern und den Heilungsprozess von Wunden verlängern, haben die Glasers mit einer für die Testpersonen relativ schmerzhaften Untersuchung gezeigt:

Zweimal haben die Wissenschaftler 42 Ehepaare in ein Krankenhaus eingeladen und sie dort absichtlich an der Haut verletzt. Das hat den Leuten richtig weh getan. Dann haben sich die beiden Wissenschaftler mit den Paaren – die meisten

von ihnen waren circa 13 Jahre verheiratet – unterhalten. Dabei war das Gespräch beim ersten Besuch frei von Problemen, lustig und entspannt. Beim zweiten Besuch bekamen die Ehepaare die gleichen Verletzungen wieder. Aber jetzt haben die Glaser mit den Ehepaaren Eheprobleme und Schwierigkeiten in der Beziehung angesprochen. Dieses Gespräch endete meist mit einem unschönen Streit zwischen den Eheleuten.

Interessant für das Wissenschaftler-Paar Glaser war die Frage, wie sich die Wunden bei den Testpersonen entwickelten: Nach dem ersten, problemfreien Gespräch sind die Hautverletzungen der 42 Ehepaare schon nach einem Tag verheilt, nach dem zweiten, problemreichen Gespräch erst nach zwei Tagen. Die Untersuchung zeigt also, dass der Körper bei Stress – und den hat man bei einem Streit ja meistens – für die Heilung mehr Zeit braucht. Mit anderen Worten: Weil das Immunsystem in Stresssituationen schlechter funktioniert, dauert der Heilungsprozess länger.

Das Experiment aus den USA bestätigt, dass es einen Zusammenhang zwischen der Psyche und dem Immunsystem gibt. Untersuchungen dazu gibt es seit den 1970er Jahren. Früher hat man darüber gelacht, heute nimmt man diese Erkenntnis ernst. Es ist gut denkbar, so vermutet Janice Kiecolt-Glaser, dass Ehepaare mit ernststen Eheproblemen und viel Streit öfter und länger krank sind als glückliche Ehepaare.

(Süddeutsche Zeitung 12/2005)

Wörterklärungen

heilen: *gesund werden, besser werden;*

verschlechtern: *schlechter werden;*

Wunde die, -n: *Verletzung, offene Stelle in der Haut;*

etwas absichtlich tun: *etwas ist geplant, man will es tun;*

Zusammenhang der: *eine logische Verbindung zwischen zwei Dingen*

Aufgaben zum Text

I. Was ist richtig? Kreuzen Sie an.

a. Kleine Wunden heilen schneller,

weil ein Streit das Immunsystem beeinflusst.

wenn Paare wenig streiten.

weil ein Streit nicht nur die Psyche, sondern auch den Körper beeinflusst.

b. Die Wissenschaftler waren nicht nett zu ihren Testpersonen.

Denn sie mussten sie verletzen.

Trotzdem haben die Ehepaare 13 Jahre lang beim Test mitgemacht.

Deshalb sind nur 42 Ehepaare gekommen.

C: Der erste Besuch war für die Ehepaare schöner als der zweite Besuch,

denn die Wissenschaftler waren beim ersten Mal freundlicher.

denn beim zweiten Besuch hatten die Ehepaare oft Streit.

aber trotzdem sind nach 13 Jahren alle wieder gekommen.

d. Die Wunden sind nach dem zweiten Besuch schlechter geheilt,

weil sie größer und schmerzhafter waren.

weil die Wissenschaftler Eheprobleme hatten.

weil die Ehepaare am Ende oft gestritten haben.

e. Seit den 1970er Jahren gibt es Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Psyche und Immunsystem.

Trotzdem lachen viele Leute darüber.

Aber erst jetzt wird dieses Thema ernst genommen.

Deshalb streiten heute immer Ehepaare.

II. Referieren Sie den angegebenen Artikel.

TEIL C

TEXTE ZUR SELBSTÄNDIGEN ARBEIT

TEXTBLOCK I: Artikel aus der Zeitschrift "Focus online"

Text 1. Möglichst jung sollte man Kinder kriegen

Thomas Lindemann und Julia Heilmann sorgen dafür, dass sich jeder von beiden Auszeiten nimmt und Zeit zum Ausgehen findet. Kinder taugen nicht dazu, den Alltag eines Paares zu optimieren – das würden wohl auch Julia Heilmann und Thomas Lindemann aus Berlin unterschreiben. Die beiden haben über den Frust der Elternschaft einen Bestseller geschrieben. „Kinderkacke“ heißt er und ist ein ebenso amüsanter wie schonungsloser Erfahrungsbericht zweier Menschen, die das Klischee von der heilen, stets glücklichen Rama-Familie hintertreiben. Die Autoren sind trotz aller Probleme, die sie ohne die Kinder angeblich nicht hätten (Müdigkeit, Überforderung, schlechter Sex), ausgesprochen gern Eltern.

Julia war 29 Jahre alt und Thomas 33, als im Freundeskreis immer öfter Babys zu bestaunen waren. Von der plötzlichen Lust aufs Kind ließen sich die beiden anstecken und beschlossen einvernehmlich, nun auch Eltern zu werden. Die Umstellung von Paar auf Familie war dann für die Beziehung trotzdem eine Belastung. „Plötzlich haben wir dauernd gestritten“, erinnert sich Julia. Dem ständigen Zoff um Kinderlitzchen versucht Thomas mittlerweile auf den wahren Grund zu gehen. Meckert zum Beispiel Julia darüber, dass er die Küche nicht aufgeräumt hat, erinnert sich Thomas daran, dass er in letzter Zeit schon viermal aus war, während Julia daheimgeblieben ist. Julia sagt zwar „aufräumen“, meint aber eigentlich „Ich komme zu kurz“. Seit Thomas das begriffen hat, achtet er mehr darauf, dass auch seine Frau ihre Auszeiten nimmt.

Optimales Alter für Familiengründung

Beide finden, dass sie mit Anfang 30 in einem optimalen Familiengründungsalter waren. Julia hat mit 28 Jahren ihr Studium als Kunsthistorikerin abgeschlossen, anschließend ein Jahr Volontariat angehängt und ein weiteres Jahr gearbeitet. Danach habe sie gedacht: „Jetzt sollten wir es probieren, wer weiß, wann es dann klappt.“ Neun Monate später wurde Leo geboren. Der frischgebackene Papa hatte immer noch keinen festen Job. Hat ihn das nervig gemacht? „Nein. Wir leben ja nicht in Bangladesch.“ In diesem Land gehe das ja alles, sagt Thomas, das sei doch das Gute. Mittlerweile ist er 37, hat zwei Söhne, eine halbe Stelle als Feuilleton-Redakteur bei der „Welt“ und ist froh, dass er das alles so fein hingekriegt hat. Über spätere Erstdäter im Bekannten- und Kollegenkreis schmunzelt er heimlich. Die seien in Sachen Kindererziehung immer „so ideologisch“ und hätten eiserne Erziehungsgrundsätze. Thomas hingegen weiß längst, dass alles bloße Theorie ist und es einzig und allein darauf ankommt, das Chaos des Alltags gelassen zu meistern. Außerdem freut er sich, dass ihn noch keine Zipperlein plagen und er hoffentlich noch lange ohne Ach und Weh mit seinen Jungs

toben und Fußball spielen kann. Jung, möglichst jung sollte man Kinder kriegen, sinniert Thomas plötzlich, gleichwohl er selbst mit „20 dafür noch zu unreif gewesen“ wäre.

Gerrit Sievert (4/2010)

Text 2. Last-Minute-Schwangerschaft mit Anfang 40

"Ich denke schon, dass es an meinem Alter liegt, dass ich die Familienphase so unglaublich genieße", sagt Rosi Karl, 51. Rosi Karl war 41 Jahre alt, als sie schwanger wurde. Ein Studium, dann die Promotion, eine Scheidung, eine neue Ehe. Rosi ist 39 und hört die „biologische Uhr“ immer lauter ticken. Als sich endlich Nachwuchs ankündigt, ist sie „nur happy“. Die Kollegen sind baff. Nach Bilderbuchschwangerschaft und Kaiserschnitt nimmt Rosi drei Jahre Elternzeit und genießt jeden Augenblick. In der Krabbelgruppe ist sie die Älteste. Die jüngeren Mütter klagen manchmal über den neuen anstrengenden Alltag mit einem Baby. Rosi findet ihr neues Leben „herrlich“.

Harmonie im Schrebergarten

Als Sohn Florian drei ist, arbeitet die wissenschaftliche Angestellte an der TU München nur noch vormittags. Karriere ist so nicht mehr drin, doch nicht ein einziges Mal zweifelt sie an ihrer Entscheidung. Rosi ist heute 51, ihr Mann Roland 47, Sohn Florian neun Jahre alt. Statt Chaos führen Harmonie und Regelmäßigkeit im neuen Reihenmittelhaus Regie. Im Sommer verbringt die Kleinfamilie ihr Wochenende im nahe gelegenen Schrebergarten.

32

Wenn sie beim ersten Kind jünger gewesen wäre, überlegt Rosi, hätte Florian vermutlich heute noch eine Schwester oder einen Bruder. So eine Last-Minute-Schwangerschaft habe aber auch ihr Gutes: „Wir haben noch nie gedacht, dass wir womöglich gerade irgendwas Tolles verpassen.“

Text 3. Kinder kriegen mit 20, 30, 40

Zu jung, zu alt, gerade richtig? Drei Mütter und ein Vater über die Vor- und Nachteile früher oder späterer Elternschaft.

"Oh Gott!", entfährt es den Eltern von Verena Rickert, als sie ihre Schwangerschaft beichtet. Das war vor zehn Jahren. Verena ist damals gerade 20. Sie hat eine Arbeit, eine kleine Wohnung in Gelsenkirchen und einen Freund in Wuppertal. Die Voraussetzungen sind so übel nicht, überlegt Verena und nimmt das Abenteuer Schwangerschaft an wie eine Eilzustellung. „Rückblickend“, so sagt die heute 30-Jährige, sei sie die Sache wohl „ziemlich naiv angegangen“.

Sie liest keinen Ratgeber, plant nichts, macht sich keine Sorgen. Nicht ein einziges Mal geht sie zum Geburtsvorbereitungskurs. Sie hat weder Zeit noch

Interesse dafür. Verena: „Ich dachte mir, irgendwie kommt das Kind schon raus.“ Zwei Wochen vor der Geburt fährt sie zum Campen.

„Keine Erwartungen ans Kind“

Als Elias auf der Welt ist, zieht die junge Mutter zu ihrem Freund. Der ist Mitte 20 und studiert noch. Verena fühlt sich „außen vor“. Die eigene Clique wird erst nach und nach erwachsen, zu den Kommilitonen des Freundes passt sie auch nicht recht und zunächst auch nicht zu den anderen Müttern auf dem Spielplatz. Verena sieht aus wie 16 und wird nicht selten für die ältere Schwester ihres Sohnes gehalten. Außerdem quält sie sich mit Wassoll-aus-mir-werden-Gedanken. Ist Elias Vater wirklich der Mann fürs Leben? Sollen wir in dieser Stadt bleiben? Ist jetzt der beste Zeitpunkt für den Wiedereinstieg ins Berufsleben und wenn ja, in welches?

Heute lebt Verena allein mit ihrem Kind in einer kleinen Stadt im Sauerland. Im Moment sagt sie, laufe „alles dermaßen rund“, dass sie wünschte, Elias könne „ewig neun und sie immer 30 Jahre alt bleiben“. Hat sie je bereut, so früh Mutter geworden zu sein? „Nie“, sagt Verena. Welche Bilanz Elias wohl ziehen würde? Es sei für sie und ihren Sohn nicht immer leicht gewesen, erzählt Verena, was jedoch an den Umständen gelegen habe. Verena arbeitet seit ein paar Jahren im sozialen Bereich mit ungewöhnlichen Dienstzeiten. Bereits mit sieben Jahren musste Elias deshalb zuweilen allein aufstehen, sich waschen, anziehen, frühstücken und zur Schule gehen. Positiv findet Verena, „dass man als junge Mutter oder Vater keine Erwartungen an ein Kind hat. Es kommt einfach und muss nicht das Leben seiner Eltern perfekt machen.“

Gerrit Sievert (8/2010)

Text 4. Ohne Frühstück zur Schule

Keine Zeit, keinen Hunger – die Gründe, warum Schüler in Deutschland ohne Frühstück in die Schule gehen, sind laut einer Forsa-Umfrage unterschiedlich. Doch Experten warnen vor den Folgen des Frühstücksverzichts.

Jedes siebte Kind macht sich morgens mit leerem Magen auf den Schulweg. Das hat eine Forsa-Umfrage im Auftrag der Techniker Krankenkasse (TK) unter 1000 Eltern im ganzen Land ergeben. Jeder vierte Befragte gab an, dass sein Kind morgens keinen Appetit habe. Und sogar jede dritte Mutter und jeder dritte Vater sagten, dass morgens keine Zeit fürs Frühstück sei. Diese sollte man für eine gesunde Morgenmahlzeit jedoch immer freischaufeln, rät Ernährungswissenschaftlerin Alexandra Krotz: „Kinder sind nur dann richtig fit für die Schule, wenn sie morgens in Ruhe frühstücken.“ Immerhin sagten sechs Prozent der befragten Grundschulleitern, ihren Kindern Geld für Essen mit in die Schule zu geben.

Schokoriegel statt Pausenbrot

Ernährungswissenschaftler warnen vor dem Verzicht auf ein Frühstück. Die

Kinder seien reizbar, nervös und könnten sich nicht richtig konzentrieren. Wenn dann in der großen Pause der große Heißhunger komme, griffen die Kinder zu Süßigkeiten.

Besonders ungünstig sei es deshalb, wenn Kinder statt eines gesunden Pausenbrottes Geld in der Tasche hätten und Schokoriegel oder Weingummi kauften. Wenn Kinder partout nichts frühstücken wollen, sollten sie wenigstens ein Glas Milch, Kakao oder Fruchtsaft trinken und ein Vollkornpausenbrot mit auf den Weg bekommen.

(8/2010)

Text 5. Schule überfordert Eltern

Weil Schulen ihre Aufgaben nicht erfüllen, müssen Mama und Papa Nachhilfelehrer spielen – auf Kosten des Familienlebens. So geht's nicht, klagen Eltern in einer repräsentativen Umfrage

Was Kinder im Klassenzimmer lernen, reicht nicht aus. 94 Prozent der Eltern fühlen sich verpflichtet, sich zu Hause intensiv um die Leistungen ihrer Kinder zu kümmern. Zwei von drei Eltern (67 Prozent) halten das aber gar nicht für ihre Aufgabe. Sie haben das Gefühl, dort einspringen zu müssen, wo die Schule versagt hat. Zu diesem Ergebnis kommt eine repräsentative Umfrage des Meinungsforschungsinstituts TNS Emnid im Auftrag von Jako-o, bei der 3000 Eltern von Kindern zwischen drei und 16 Jahren befragt wurden. Das Drückerliche aus Elternsicht: Der Einsatz für den Schulerfolg der Kinder geht auf Kosten des Familienlebens. 55 Prozent der Eltern beschwerten sich über Zeitdruck, 24 Prozent gaben sogar an, dass sie sich im Zusammenhang mit dem Schulbesuch ihrer Kinder oft überfordert fühlen.

Hoher Druck an Grundschulen

Müssen Eltern sich wirklich als Nachhilfelehrer zur Verfügung stellen, um den Schulerfolg ihrer Kinder zu sichern? „In erster Linie sollte das tatsächlich die Schule leisten“, sagt Uta Streit, Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche. „Die Schule setzt aber voraus, dass Kinder zu Hause Hilfestellung erhalten.“

42 Prozent der befragten Eltern gaben an, dass ihre Kinder, die eine Hauptschule, eine Realschule oder ein Gymnasium besuchen, Lernhilfe abseits des Unterrichts brauchen. Eltern von Grundschulern bestätigten dies sogar zu 48 Prozent. Auch Uta Streit stellt fest: „An Grundschulen ist der Leistungsdruck besonders hoch. Die Kinder müssen nach Meinung vieler Eltern unbedingt den Übertritt aufs Gymnasium schaffen. Da wird schon eine Drei zur mittleren Katastrophe.“

„In der Schule wird zu wenig wiederholt“

Zwar halten laut Umfrage 73 Prozent der Eltern ihr Kind in der Schule für gerade richtig gefordert. Und dennoch: Für neun von zehn Müttern und Vätern hängt der Erfolg ihrer Sprösslinge maßgeblich von der Unterstützung im Elternhaus ab. 78

Prozent beschäftigen sich nach eigener Aussage „sehr“ oder „eher intensiv“ mit der Schule und den Schularbeiten ihrer Kinder. Uta Streit meint den Grund zu kennen: „In der Schule wird zu wenig wiederholt. Aber leider machen Eltern zu Hause den gleichen Fehler und hetzen dem Stoff hinterher.“

Insbesondere kurzfristiges gemeinsames Pauken vor Schulaufgaben und Referaten setze alle – Eltern wie Kinder – unter Druck. Dennoch unterstützen laut Studie 74 Prozent ihre Kinder lediglich punktuell. Immerhin ein Drittel der Eltern hilft ihrem Kind regelmäßig. „Grundsätzlich läuft das entspannter ab als spontanes Lernen“, sagt Streit. „Trotzdem ist es wichtig, die Kinder auf lange Sicht wieder zum selbstständigen Arbeiten hinzuführen.“ Ihr Rat: Nicht nur den Unterrichtsstoff reinpauken, sondern auch das richtige Lernverhalten üben.

(9/2010)

Text 6. Eltern lernen Babysprache

Bevor sie sprechen lernen, nutzen Babys ihre Hände zur Kommunikation. Immer mehr Väter und Mütter lassen sich in Babyzeichensprache unterrichten, damit sie sich mit ihrem Nachwuchs verständigen können. Forscher beobachten dieses Interesse mit Sorge.

Zum Lernen ist es offenbar nie zu früh: In „Malena’s Mini School“ setzt Lehrerin Robyn Gates drei Babys in Hochstühle und der Unterricht beginnt. „Können ihr danke sagen?“ fragt sie. Die Kinder quieken, lachen und winden sich. Dann führt Baby Haley ihr Händchen zum Mund und berührt ihre ausgestreckte Handfläche. Gut gemacht, lobt Gates.

Schon seit langem verwenden Psychologen bei der Arbeit mit kleinen Kindern die Zeichensprache. Aber seit einigen Jahren nutzen auch Eltern diese Form der Kommunikation – und Kurse, Bücher und DVDs über Babyzeichen finden reichenden Absatz. Auch in Deutschland hat dieser Trend inzwischen Einzug gehalten. Experten zeigen sich jedoch besorgt über dieses wachsende Interesse: „Das wird als Allheilmittel für die Kindererziehung vermarktet“, sagt die New Yorker Kinderpsychologin Rahil Briggs. „Die Anbieter nutzen den Wunsch unerfahrener Eltern aus, ihren Kindern Gutes zu tun.“

Die mit den Händen sprechen

Nach Ansicht der Expertin müssen Eltern nicht große Mengen Geld ausgeben, um ihre Kleinen in Zeichensprache zu unterrichten. Stattdessen genügen ein paar einzelne Gebärden. Die können den Babys aber durchaus helfen, gezielt ihre Bedürfnisse und Wünsche auszudrücken, bevor sie sprechen können. „Das klappt tatsächlich“, sagt die Pädagogin Mary Benson McMullen von der Indiana University, die das Thema seit über 30 Jahren erforscht. Schon einige Wochen nach der Geburt beginnen Babys, einen Teil der Wörter in ihrer Umgebung zu verstehen. „Mit sechs Monaten lernen sie noch mehr, und nach einem Jahr kennen sie schon Hunderte Wörter“, sagt McMullen.

Deutlich sprechen können die meisten Kinder erst mit zwei Jahren. Lernen sie

schon vorher Zeichen für „Hunger“ oder „Milch“, können sie sich wesentlich zeitiger verständlich machen. „Babys können ihre Hände viel früher einsetzen, als sie ihre Bedürfnisse verbal artikulieren können“, erwidert McMullen.

Angebote sorgfältig auswählen

Monta Briant aus San Diego lernte die Zeichensprache im Jahr 2000, als sie mit ihrem ersten Kind schwanger war. Die Kommunikation klappte so gut, dass Briant sie auch anderen Müttern beibringen wollte. „In den ersten Jahren zahlte ich für meine Kurse drauf“, erzählt sie. „Ich mietete einen Raum an, und es kamen nur ein paar Menschen.“ Im Jahr 2003 schrieb sie dann ein Buch über Baby-Zeichen. Diese Anleitung wurde inzwischen in sechs Sprachen übersetzt und verkauft sich blendend. Inzwischen hat Briant weitere Bücher verfasst, und ihre Kurse sind voll.

Aber McMullen ermahnt Eltern und Lehrer, nicht zu übertreiben. In erster Linie sollte das Erlernen der Zeichensprache Spaß machen. Angesichts des unüberschaubaren Angebots warnt sie Eltern davor, wahllos Produkte zu kaufen. Auch solle niemand sein Kind in solche Kurse bringen, nur weil es im Freundeskreis gerade Mode sei. Chloey Lisk fing mit dem Lernen im Alter von zehn Monaten an. Seit über einem Jahr verständigt sich die Zweijährige nun schon mit ihren Eltern. „Ich bin da ganz eigenständig“, gesteht Vater Bill Lisk. „Das hat meinen eigenen Frust verringert.“ Denn wenn Chloey quengelt, teilt sie oft den Grund für ihr Unbehagen mit, etwa „Hunger“ oder „Schmerz“.

(10/2010)

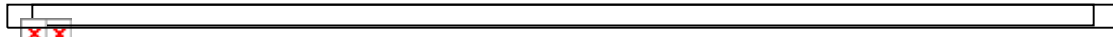
Text 6. Immer mehr Kinder bei Tagesmüttern

Immer mehr Kleinkinder werden von Tagesmüttern betreut. Bundesweit werden immer mehr Kinder von Tagesmüttern betreut. Vor allem Mütter und Väter von unter Dreijährigen nehmen die Tagespflege zunehmend in Anspruch.

Im Vergleich zum Vorjahr stieg der Anteil der betreuten Kinder um rund 14 Prozent an. Im März 2010 nahmen bundesweit die Eltern von 112 000 Kindern das Angebot öffentlich geförderter Kindertagespflege in Anspruch, wie das Statistische Bundesamt am Montag in Wiesbaden mitteilte.

Der Anstieg beruht zum Großteil auf dem Ausbau der Kindertagespflege für unter Dreijährige. Fast 72 000 der insgesamt 112 000 Kinder in Tagespflege waren jünger als drei Jahre. Ihre Zahl erhöhte sich im Vergleich zum Vorjahr um 18 Prozent. Damit wurden bundesweit 3,5 Prozent aller Kinder dieser Altersgruppe von einer Tagesmutter oder einem Tagesvater betreut. Im Vorjahr lag die entsprechende Quote noch bei 3,0 Prozent.

Die Zahl der Tagesmütter oder Tagesväter erhöhte sich um sechs Prozent auf rund 40 900. Durchschnittlich wurden damit 2,7 Kinder von einer Person betreut. Für die Statistik wurde nur die mit öffentlichen Geldern durch die Jugendämter geförderte Tagespflege berücksichtigt. Rein private Betreuungen wurden nicht



TEXTBLOCK II: Artikel aus der Zeitschrift "GEO.de"

Text 1. Partnersuche: wer passt zu wem?

Bei der Partnerwahl vertrauen viele Menschen auf die Hilfe von Internet-Agenturen. Doch die Suche nach einem Gefährten ist keineswegs einfacher geworden

Auf die erste Mail muss Bettina Follenius nur wenige Stunden warten. "Eine attraktive Frau wie dich würde ich gern kennenlernen", schreibt Filmliebhaber22. Nicht gerade originell, aber der Absender interessiert die Atemtherapeutin trotzdem: ein Filmregisseur, wie seinem Profil zu entnehmen ist, der zeitweise in London lebt, etwa in ihrem Alter. Warum nicht, denkt sie sich, der erste Mann, der ihr schreibt, verdient eine Antwort. Sie überlegt lange, wie sie Filmliebhaber22 am besten antwortet. Schließlich schickt sie eine nüchterne Selbstbeschreibung: dass sie sich gern in der Natur bewege, für Kunst interessiere und ein Morgenmensch sei. Der Mann antwortet kurz darauf in wenigen Worten, mit denen er kaum etwas von sich preisgibt. Am Schluss schreibt er: "Zärtliche Kisse".

"Was soll denn das?", denkt sie. "Wir kennen uns doch gar nicht." Anderen Männern schreibt sie gleich nach der ersten Mail eine Absage. Dem Witwer mit vier Kindern - weil sie keine Ersatzmutter werden will. Dem Rotwein liebenden Raucher - weil sie schon bei dem Gedanken an gemeinsame Stunden husten muss. Sechs Wochen nach ihrer Anmeldung bei der Internet-Agentur "Parship" ahnt sie, dass es diesmal klappen könnte. Ein Unternehmensberater, gemäß Profil etwas größer als sie, wie sie es sich gewünscht hat. Er schreibt: "Wenn Sie mich genauso interessant finden wie ich Sie, schauen Sie sich doch bitte meine Homepage an." Sie muss über den geschäftsmäßigen Ton lachen. Auf dem Foto wirkt er sympathisch.

Sie lädt den Mann zu sich nach Berlin ein. Sie treffen sich in einem Café, bummeln über ein Stadtfest, erzählen sich aus ihrem bisherigen Leben. "Wir haben gleich gemerkt, dass es passt", sagt Bettina Follenius. "Und wir waren beide in einem Alter, in dem man dann keine Spielchen mehr machen muss." Sechs Wochen später zieht er bei ihr ein. Vor knapp vier Jahren haben sie geheiratet.

Eine Geschichte wie diese ist die beste Referenz für Internet-Agenturen. Anmeldung, Fragebogen, ein paar Kontakte - und dann: die Liebe des Lebens. Rund 5,5 Millionen Deutsche haben das Internet schon zur Partnersuche genutzt. Wer sich bei einer Online-Agentur anmeldet, dem erscheint es verlockend, die wohl weitestreichende Entscheidung seines Lebens mit wissenschaftlich-mathematischer Expertise zu steuern und seine Wünsche in Sekundenschnelle mit dem Angebot abgleichen zu können. Doch einfacher ist die Partnersuche dadurch nicht geworden. Denn wer sich auf diese neue Form der Suche einlässt, muss Antworten finden auf Fragen, die sich früher nie gestellt haben.

Wie präsentiere ich mich in Schrift und Bild? Welche Spielregeln gelten für

den Online-Flirt? Wie gehe ich mit dem scheinbar unbegrenzten Angebot an Kontakten um? Und wie kann aus einer virtuellen Bekanntschaft eine tiefgehende Beziehung entstehen? Viele Suchende merken sehr schnell, dass es in der Welt des virtuellen Kennenlernens nicht ausreicht, eine Aufnahmegebühr zu bezahlen, einige Mails zu versenden und schließlich ein paar der Kandidaten zu treffen. Selbst wenn etwa die Agentur Parship suggeriert, dass die Liebe nur "einen Klick entfernt" sei.

"Man braucht auch auf diesem Wege vor allem Ausdauer", sagt Sebastian Maier, Klient bei "ElitePartner". "Ich habe zwar Hunderte Vorschläge bekommen, aber interessant sind nur wenige Frauen." Der 30-Jährige ist skeptisch. Seine Persönlichkeit anzupreisen, sich auf dem Markt zu behaupten - "eigentlich habe ich das nicht nötig". Trotzdem hat er sich bei dem Portal angemeldet. ElitePartner richtet sich nach eigener Auskunft an Suchende "mit Niveau"; Mitglieder ohne akademischen Abschluss sind die Ausnahme. Maier, wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem biologischen Institut, passt perfekt in die Kundenkartei.

In dem Fragebogen, den er nach der Anmeldung ausgefüllt hat, gab er an, dass er im Streit manchmal ungerecht reagiere. Nun steht in seiner Auswertung, er sei ein schlechter Konfliktlöser, ändern lässt sich das nicht mehr. Wenn er eine Absage bekommt, kennt er den Inhalt der Mail schon auswendig: "Vielen Dank für den netten Kontakt, aber ich glaube, wir passen nicht zusammen. Ich wünsche dir noch viel Erfolg bei der Partnersuche." Es sind vorgefertigte Sätze, man muss nur auf einen Button klicken, und das System sendet sie automatisch. Der nächste Aspirant wartet schon.

38

Die Freiheit der Wahl hat eine Kehrseite: Die Zahl der möglichen Partner ist ins Unermessliche gewachsen. Das große Angebot lässt ständig das Gefühl aufkommen, es könnte sich vielleicht ein noch besserer Partner finden lassen. Und die Ansprüche der Suchenden wachsen mit, vor allem wenn sie bereits älter als 30 sind und bereits mehrere Beziehungen hinter sich haben. Da müssen nicht nur die Lebenseinstellungen übereinstimmen, sondern gemeinsame Hobbys hinzukommen, ein ähnlicher sozialer Status, toller Sex, emotionale Vertrautheit - 100 Prozent eben. Fehler werden nicht verziehen, Abweichungen vom Idealbild mit Weitersuchen quittiert. "Jede Beziehung, die sich nicht als Volltreffer erweist, gilt als hoffnungslos", sagt der Heidelberger Paartherapeut Arnold Retzer.

Um den Volltreffer über eine Internet-Agentur vielleicht doch zu erzwingen, steht viel Arbeit am Beginn jeder Mitgliedschaft - 80 Fragen müssen etwa die Kunden von Parship beantworten. Daraus entsteht ein Profil, geordnet nach Aspekten wie Extrovertiertheit, Wunsch nach Aktivität, Wunsch nach einem geregelten Leben, nach Partnernähe.

Jeder Wert wird durch ein Balkendiagramm angezeigt, blau für das individuelle Ergebnis, rot für den Vergleich mit anderen Mitgliedern. Fixiert in einer messbaren Gruppe, tritt die eigene Persönlichkeit dann in den Wettbewerb mit anderen Suchenden. Je besser zwei Mitglieder zusammenpassen, umso mehr "Matching-Points" bekommen sie. Die Skala reicht bis 100; ab 54 Punkten empfiehlt das Unternehmen, Kontakt miteinander aufzunehmen. "Die Persönlichkeit gewichten wir mit 75 Prozent, Interessen und Gewohnheiten dagegen nur mit je 12,5 Prozent", erklärt die Psychologin Sandra Spreemann von Parship - denn es sei ein Mädchen,

38

dass die Chancen für eine glückliche Beziehung umso höher seien, je mehr Interessen übereinstimmten.

Dennoch gebe es Merkmale, die auf beiden Seiten etwa gleich stark ausgeprägt sein sollten: der Wunsch nach Partnerschaft zum Beispiel, ebenso das Aktivitätsbedürfnis. Bei Punkten wie Durchsetzungswillen und Spontaneität achte die Agentur hingegen darauf, dass sich die Partner ergänzen oder ausgleichen könnten.

Wenige Stunden nach der Anmeldung erhält jedes Parship-Mitglied eine Liste mit mehreren Hundert Kontaktvorschlägen, absteigend geordnet nach Matching-Points. Die meisten Suchenden befolgen dann den Rat, sich von oben nach unten durchzuarbeiten. Wie viele Kandidaten hätte ein Suchender am liebsten zur Auswahl: vier, 5000 oder irgendeine Zahl dazwischen? Diese Frage stellte der US-Kognitionswissenschaftler Peter Todd 88 jungen Leuten. Die meisten Befragten glaubten, bei 20 bis 50 Kandidaten fiele ihnen eine Entscheidung am leichtesten.

Doch Todd war skeptisch, ob seine Probanden ihre Entscheidungsfähigkeit richtig einschätzen konnten. Also bat er 91 Studenten, sich bei einer fingierten Partneragentur im Internet anzumelden. Eine Gruppe Probanden bekam dort die vermeintlich ideale Anzahl von 20 Kandidaten präsentiert, eine andere Gruppe konnte nur zwischen vier Kandidaten wählen. Nachdem sich die Studenten die Internet-Seiten beliebig lange angeschaut hatten, sollten sie berichten, wie gut ihnen das Angebot gefallen hatte. Dabei stellte sich heraus, dass jene Probanden, die nur aus vier Kandidaten wählen durften, ebenso zufrieden waren wie jene, die 20 Profile begutachten konnten. Die Mitglieder der 20er-Gruppe hatten aber größere Schwierigkeiten, sich an einzelne Profile zu erinnern.

Todd folgert daraus, dass viele Menschen den zeitlichen und emotionalen Aufwand unterschätzten, den eine größere Auswahl mit sich bringt. Grund dafür sei, dass die Menschen seit Urzeiten nur zwischen einer eng begrenzten Anzahl an Partnern wählen konnten, die sie nacheinander und nicht gleichzeitig kennenlernten; die neuen technischen Möglichkeiten dagegen überforderten die kognitiven und emotionalen Möglichkeiten des menschlichen Gehirns. Und werde die Belastung zu groß, so Todd, griffen Singles unbewusst zu einem Trick: Wenn, wie in einem anderen Versuch, Frauen zwischen vier, 24 oder 64 Kandidaten wählen durften, suchten jene mit der größten Auswahl nur noch gezielt nach einem Schlagwort oder einer einzigen Eigenschaft - und ganz sicher entging ihnen dabei oft ein interessanter Kandidat.

Ist der einen Partner im Internet suchende Mensch also überfordert? Todds Studien legen das nahe. Doch viele der Singles haben Gegenstrategien entwickelt. Anders als im realen Leben ist es online beispielsweise legitim, sich ohne ein Wort der Erklärung zurückzuziehen. Man könnte auch vermuten, dass virtuell angebaute Beziehungen oberflächlich sind. Dem aber widersprechen die New Yorker Sozialpsychologen Katelyn McKenna und John Bargh. Ihrer Ansicht nach erleichtert die Anonymität sogar das Entstehen tiefergehender Bekanntschaften.

Die Forscher luden einander fremde Männer und Frauen ein, sich zwanglos zu unterhalten. Anschließend trafen sich die gleichen Gesprächspaare zum Online-Chat - freilich ohne zu wissen, dass sie ihr Gegenüber bereits kannten. Als die Probanden

schließlich ihre Konversationspartner aus beiden Runden beurteilen sollten, wurden die Chat-Partner durchweg als sympathischer eingestuft. Im Schutz der Anonymität verhielten sie sich offener, kamen schneller auf gemeinsame Interessen und Vorstellungen zu sprechen. Internet-Bekanntschaften sind auch nicht zwangsläufig kurzlebig. In einer Umfrage der beiden New Yorker Sozialpsychologen gaben 71 Prozent derjenigen, die sich auf eine intime Beziehung eingelassen hatten, an, auch nach zwei Jahren noch mit dem Partner zusammen zu sein, den sie online kennengelernt hatten. Jeder Zehnte der Befragten hatte den Partner innerhalb von zwei Jahren sogar geheiratet.

Das Internet verlangt zwar nach einigen neuen Spielregeln der Partnerwahl - die altbewährten Konventionen aber stellt es nicht auf den Kopf. Werte wie Ehrlichkeit und Vertrauen sind wichtig - ganz gleich, ob Frauen und Männer in der virtuellen oder der realen Welt einen Partner suchen. Wenn Männer lügen, dann vor allem über ihr Einkommen und ihre Ausbildung, Frauen tun es dagegen, um ihre Identität zu schützen. Online wie offline sind es meist die Männer, die den ersten Kontakt anbahnen. Sie rufen doppelt so viele Profile auf wie Frauen und schreiben auch doppelt so viele an. Frauen bekommen auf ihre wenigen Anschreiben aber mehr Antworten als Männer auf ihre vielen Mails - und sie treffen am Ende in der Regel die Wahl.

Vor allem aber: Auch im Internet suchen die meisten Menschen ein soziales Spiegelbild. Das zeigt schon die Ausdifferenzierung des Angebots: Da gibt es ElitePartner für Akademiker, den "Farmflirt" für Bauern, "Handicap-Love" für Behinderte, "Romantik-50plus" für Ältere, "Himmlisch-Plaudern" für Christen und viele mehr. Die Vorliebe für Menschen mit ähnlichen Erfahrungen, Wertvorstellungen und vergleichbarer Bildung ist ein zeitloses Phänomen - das unsere Gesellschaft aber immer deutlicher prägt: Heirateten Ende der 1950er Jahre etwa die Hälfte der deutschen Männer und Frauen innerhalb der gleichen Schicht, sind es derzeit mehr als 60 Prozent. Vor allem die oberen sozialen Kreise schotten sich ab: je höher der Bildungsgrad, desto stärker die Vorliebe für Partner mit dem gleichen Status.

Damit widerspricht das moderne Partnerwahlverhalten der noch vor wenigen Jahren unter Sozialwissenschaftlern verbreiteten Individualisierungstheorie, wonach sich in post-industriellen Gesellschaften soziale Ungleichheiten immer mehr auflösen. Nur wenn es mit der Liebe auf Augenhöhe nicht klappt, akzeptieren Partnersuchende Alternativen - aber nach einem strengen Schema. "Männer suchen dann eher Frauen unter ihrem eigenen Bildungsniveau", sagt der Bamberger Soziologe Hans-Peter Blossfeld. Frauen dagegen tendierten eindeutig nach oben. Eine Analyse von 12 600 Nutzern einer Internet-Partnerbörse ergab, dass Frauen einem weniger gebildeten Mann nur in 18 Prozent der Fälle schreiben, während sie in 40 Prozent der Fälle einen höher gebildeten Mann kontaktieren.

So entstehen nach der Erkenntnis von Hans-Peter Blossfeld auf dem Markt der Partnersuchenden zwei Typen von Verlierern: "Hoch qualifizierte Frauen, die zunehmend Schwierigkeiten haben, einen Mann auf Augenhöhe zu finden, sowie unterqualifizierte Männer, die keine attraktiven Heiratspartner sind." Für den Soziologen ist das ein Zeichen dafür, dass traditionelle Normen im Verborgenen weiterwirken: "Was auch über die Liberalisierung der Geschlechterrollen geschrieben

wird - es existieren nach wie vor starke traditionelle Orientierungen, die bei der Partnerwahl zum Tragen kommen." An den eingefahrenen Mustern hielten vor allem die Frauen fest. Noch weniger als Männer seien sie bereit, ihr klassisches Suchschema aufzugeben und auch minder gebildete Kandidaten in Erwägung zu ziehen. Solche Männer, so Blossfeld, kämen meist erst gar nicht dazu, ihre Qualitäten zu beweisen: Ein Blick auf die Berufsbezeichnung, und die Architektin löscht den Maurer aus ihrer Vorschlagsliste. Im Zweifelsfall also bleibt die Frau lieber allein.

Zwar bietet das Internet die Möglichkeit, Partner aus allen Schichten zusammenzuführen. Aber nur in der Theorie. Tatsächlich nutzen Frauen wie Männer es gezielt als Instrument, jemanden aus der gleichen sozialen Schicht ausfindig zu machen. Noch Mitte des 20. Jahrhunderts fesselten oft wirtschaftliche Zwänge eine Frau an einen Mann. Heute hingegen entscheidet sich sowohl online wie offline kaum jemand für einen Partner, ohne auch die emotionalen Vorteile und Nachteile abgewogen zu haben. Beide Seiten können es sich leisten, zu fragen: Lohnt sich diese Beziehung für mich? Wie viel muss ich investieren an Zeit, Geld und in der Einschränkung meiner Freiheit? Und wie viel bringt mir die Partnerschaft an Selbstbestätigung, an gesellschaftlichem Ansehen, an sexueller Erfüllung?

Wer dann Fragebögen ausfüllt und Listen von Kandidaten abarbeitet, besttigt sich damit selbst, dass er zumindest alles versucht hat, das Risiko einer Fehlentscheidung zu minimieren. Das alles wirkt wie eine rein ökonomische Haltung zur Partnerwahl. Tatsächlich aber, so die israelische Soziologin Eva Illouz, gehört zum Lebensplan der meisten auch die romantische Liebe - die Liebe zu einem einzigartigen und nicht ersetzbaren Partner. Die romantische Liebe, sagt Eva Illouz, "ist zu einem unentbehrlichen Teil des demokratischen Wohlstandsideals geworden." Ähnlich sieht es der Paartherapeut Arnold Retzer: "Wie nie zuvor ist die romantische Liebe die Eingangsbedingung, um sich überhaupt auf eine Partnerschaft einzulassen." Und das gelte unabhängig davon, ob man sich im Internet, am Arbeitsplatz oder in einer Kneipe kennengelernt habe.

Die meiste Zeit in der Geschichte galt die romantische Liebe als beiläufig auftretende Folge einer Ehebeziehung - und nicht als deren Voraussetzung. Erst im 19. Jahrhundert begann sich dies im Bürgertum zu ändern. Und inzwischen ist die romantische Liebe sogar kulturunabhängig und längst kein Luxusideal mehr, das sich nur der wohlstandsverwöhnte Westen leistet. In den späten 1980er Jahren wies der amerikanische Völkerkundler William Jankowiak in Feldstudien nach, dass die Menschen in mehr als 140 Kulturen dem Ideal der romantischen Liebe anhängen. Selbst bei den Beduinen in Nordafrika, die bei persönlichen Emotionen sehr zurückhaltend sind, werden romantische Gefühle akzeptiert - solange nichts an die Öffentlichkeit dringt.

Ohnehin ist nach Einschätzung mancher Evolutionspsychologen - die das Verhalten von Menschen stammesgeschichtlich erklären - für den Homo sapiens die romantische Liebe kein Ziel an sich, sondern eher Mittel zum Zweck: um möglichst viele und gesunde Nachkommen in die Welt zu setzen. Auf diese Vermutung kam der US-Psychologe David Buss, nachdem er mehr als 10 000 Frauen und Männer aus 37 verschiedenen Kulturen gefragt hatte, welche Eigenschaften ihr Idealpartner haben

müsse. Die Antwort fast aller Frauen: Sie erhofften sich von ihrem Partner vor allem Sorge um den Nachwuchs - und Einfühlungsvermögen. Letzteres, so der Forscher, sei für die Frau ein Zeichen seiner guten genetischen Ausstattung; denn wer sich um die Gedanken und Gefühle anderer kümmere, müsse sich das zeitlich und emotional leisten können, müsse also selbst gesund und stark sein. Bei einem solchen Partner lohne es sich für die Frau, in Kinder zu investieren.

"Sexuelle Selektion" nennen es Biologen, wenn weibliche Geschöpfe in der Partnerwahl das letzte Wort haben und so bestimmte (Charakter-)Eigenschaften der Männer fördern. Eine primitive Strategie, könnte man meinen. Jedoch eine, die selbst der Online-Suchende anwendet. Während Frauen in der virtuellen wie in der realen Welt vor allem mit gutem Aussehen für sich werben - und damit unbewusst ihre Fruchtbarkeit und Geburdfähigkeit zur Schau stellen -, geht es Männern vor allem um Dominanz und Stärke.

Dennoch gibt es einen fundamentalen Unterschied zwischen Internet und realer Welt: Die Phasen des Kennenlernens haben sich verkehrt. Ehe die Romantik eine Chance bekommt, haben beide Partnersuchenden schon etliche Kandidaten aussortiert. Dafür weiß man dann schon vor dem ersten Treffen einiges über den sozialen Status des Gegenübers, dessen Intelligenz und Persönlichkeit (vor allem durch seine Ausdrucksweise in den Mails). Umgekehrt hat man noch keine Ahnung, wie die Augen des Partners wirken, wie seine Stimme klingt. Und wie er riecht. Dabei kann gerade der Geruch entscheidend sein. Menschen fühlen sich, haben Biologen herausgefunden, eher zu einem Partner gezogen, dessen Immunsystem sich stark von ihrem unterscheidet; die Nachkommen erben dann ein besonders leistungsfähiges Abwehrsystem. Diese Immun-Passung nehmen Männer wie Frauen unbewusst über spezielle Duftstoffe wahr.

Dafür muss man sich aber körperlich nahekomen - was bedeutet, dass alle online erkannten Übereinstimmungen augenblicklich jede Bedeutung verlieren, wenn beide Partnersuchenden beim ersten Treffen feststellen, dass sie sich buchstäblich nicht riechen können. Was die Zeit überdauert hat, ist die Sehnsucht der Menschen nach einer Art Gebrauchsanleitung, mit deren Hilfe sie den richtigen Partner finden. Der Paartherapeut Retzer hält einen solchen Anspruch für vermessen. "Richtig" und "falsch" seien nicht die passenden Kategorien. "Wir haben nicht die Wahl, ob wir die Wirklichkeit oder eine Illusion in unserem Partner sehen", sagt Retzer. "Wir können lediglich zwischen einer positiven und einer negativen Illusion wählen."

Also solle man sich keine allzu klare Vorstellung von seinem Partner machen, sondern sich lieber die unvermeidlichen Macken eines passablen Kandidaten anschauen, statt auf den Traumpartner zu hoffen. Retzer empfiehlt, es wie der Schütze zu halten, der sich Zielscheiben um seine abgeschossenen Pfeile malt: Auf diese Weise sehen alle wie Volltreffer aus. Noch einfacher hält es der Berliner Psychologe Gerd Gigerenzer: "Entscheide dich spontan, sobald du eine Alternative gefunden hast, die gerade gut genug zu sein scheint." Wer sich ewig damit aufhalte, das Für und Wider eines möglichen Partners abzuwägen, dem werde die Entscheidung spätestens dann abgenommen, wenn sich der potenzielle Lebensgefährte anderweitig bindet.

Text 2. Roboter: Lehrerin unter Strom

Stellt euch vor, es geht morgens die Tür zu eurem Klassenzimmer auf, und herein spaziert ein Roboter! So ging es den Kindern einer Grundschule in Tokio. Roboter-Frau Saya übernahm dort probeweise den Unterricht

Die Kinder einer Grundschule in Tokio heben erstaunt die Köpfe: Auf dem Stundenplan steht Technikunterricht, aber auf dem Stuhl vorne am Lehrerpult nimmt gerade eine unbekannte junge Frau Platz. Sie stellt sich der Klasse mit einer schnarrenden Stimme als Saya vor. Die Kinder staunen noch mehr, als sie erfahren, dass ihre neue Techniklehrerin selbst ein vollautomatischer Roboter ist.

Saya ist kaum größer als ihre japanischen Schüler selbst und hat ein hübsches Puppengesicht. Ihre kurzen rötlichen Haare und schmalen Schultern lassen sie fast kindlich aussehen. Aber in ihrem weißen Mantelchen, das bis unter das Kinn zugeknüpft ist, wirkt Saya merkwürdig steif. Und durch ihre starre Mimik sieht sie sogar ein bisschen unheimlich aus. Kein Wunder, denn Sayas Lächeln wird von 18 Motoren erzeugt, die sich unter ihrer Gummihaut verstecken!

Lachen und Weinen auf Knopfdruck

Wie zu erwarten war, verläuft Sayas erste Unterrichtsstunde nicht ganz reibungslos: Als sie die Schüler ermahnt, "still zu sein" und dabei ein ganz böses Gesicht macht, fangen sogar einige Kinder vor Schreck an zu weinen. Doch für Mitgefühl fehlt Saya das passende Programm. Ihr Erfinder Hiroshi Kobayashi hat Saya zwar programmiert, Überraschung, Angst, Empörung, Wut, Trauer und Freude zu mimen. Doch im Grunde lassen Saya ihre Schüler kalt.

Ein echtes Vorbild ist Saya also nicht. Und so freuen sich die Kinder am Ende der Stunde, als sie aufstehen und ihrer Lehrerin zum Abschied in die Nase kneifen dürfen!

Lena Ullrich

Text 3. Wenn Lehrer begeistern

Trotz aller Reformdiskussionen um das richtige Lehrkonzept, trotz aller Bemühungen von Eltern, für ihre Kinder die perfekte Schule zu finden: Ohne gute Pädagogen gibt es keinen guten Unterricht - so einfach ist das

Die Gestalterin

Karin Babbe, 54, Erika-Mann-Grundschule, Berlin

Kurz vor acht: Karin Babbe eilt durch die Flure ihrer Schule. Im Treppenhaus zupft sie an Drähten, die am Geländer gespannt sind. Eine Melodie erklingt. Seit 30 Jahren unterrichtet sie im Wedding, dem Berliner Arbeiterbezirk, seit 14 Jahren ist sie Rektorin einer Grundschule. Kennt Tausende Lebenswege, Tausende Probleme.

Trunksucht, Gewalt, Armut. 600 Kinder besuchen ihre Schule, aus 23 Nationen.

Viele beherrschen weder die Muttersprache noch Deutsch. Auf dem Weg zu ihrer Klasse erzählt Karin Babbe von einem begabten Achtjährigen. Dass er es mit der richtigen Förderung auf die Realschule schaffen könnte. "Doch er hat es nicht leicht, lebte mit den Geschwistern sogar unter einer Brücke."

Sie besuchte die Mutter, als der Sohn wieder im Unterricht fehlte. Plötzlich standen sechs Kinder im Unterhemd vor ihr. Sechs Kinder von sechs Männern. "Heute ist Washtag", erklärte die Mutter. Man habe nichts zum Wechseln. Karin Babbe ließ im Kollegium sammeln, auch eine Waschmaschine fand sich. Seither kommt der Junge regelmäßig zur Schule. Um halb neun erklingt bei den Erst- und Zweitklässlern ein Glöckchen: 80 Minuten Sprachtraining. Mit deutlicher Gestik und Mimik betont Karin Babbe jedes Wort: Seht her, so spricht man es aus! Es gibt auch Sprachspiele - und zwei Stunden pro Woche Theater, für das die Schüler eigene Stcke schreiben.

Dann betreten "Feen", die draußen auf ihren Auftritt gewartet haben, den Klassenraum. "Flstert ihnen mit klarer, aber leiser Stimme ins Ohr, was sie vorführen sollen!" Nur wer deutlich spricht, wird verstanden. Zur Erfassung der Lernfortschritte hat Karin Babbe ein ausgeklngeltes Bewertungssystem entwickelt. Für Deutsch etwa wird angekreuzt, wie gut Kinder Bücher lesen, wie oft sie Lexika benutzen. Ob sie sich fantasievolle Texte ausdenken, Rechtschreibregeln anwenden. Vor jedem Halbjahr bittet die Rektorin zum Gespräch zwischen Kind, Eltern und Lehrer. Wie schtzen sich die Schüler ein? Was sollten sie erreichen? Noten erhalten die Jungen und Mädchen erst ab der 5. Klasse.

Als das Glöckchen zur Pause klingelt, stürmen einige Kinder hinaus auf den Hof, andere lassen sich einen Pausenpass geben, für Werkraum, Bibliothek, Lesewald - oder für den Ruheraum, der auf Wunsch des Schulparlaments eingerichtet wurde und in dem sich die Kinder schlafen legen können. Denn manche werden schon morgens um sechs zur Schule gebracht, andere erst abends um sechs abgeholt.

"Und schauen Sie", sagt Karin Babbe und zeigt auf einen zugerankten Innenhof, "unser Silberdrachenwald". Hier verstecken sich Drachen, selbst gebastelt. Die Rektorin mag solche Geschichten; sie regten die Fantasie der Kinder an. Eine gute Schule brauche Mädchen - und Kinder in sozialen Brennpunkten brauchten die besten Schulen.

Der Motivator

Jean-Pol Martin, 66, Willibald-Gymnasium, Eichstätt

Was geschah 1968 in Paris? "Die Studenten demonstrierten gegen die Regierung", sagt ein Elftklässler auf Französisch. Eine Mitschülerin vorn am Lehrerpult hakt nach: "Pourquoi et contre qui", weshalb und gegen wen?

Jean-Pol Martin steht daneben und beobachtet, wie sie seine Stunde leitet, die Klasse befragt, Erklärungen fordert. Plötzlich springt er auf und will, dass eine Schülerin einen Disput vorfhrt: "Steh auf, denk dir was aus!" Martin, Lehrer und emeritierter Professor für Didaktik des Französischen, nennt seine Unterrichtsmethode "Lernen durch Lehren". Wer eine Klasse begreifen wolle, müsse sie als neuronales Netz betrachten: Jeder Schüler sei mit anderen verbunden, feure

wie eine Nervenzelle seine Ideen ab und erhalte Informationen zurück. Der Lernende sei immer auch Lehrender.

"Wissen Sie, ich twitterte", verrät Martin später. Jeden Tag verschicke er zwei Stunden lang Kurzbotschaften übers Internet. Und so stellt er sich auch den perfekten Unterricht vor: Man versendet in kurzen Abständen seine Gedanken, erhält sofort Antwort, treibt das Geschehen so voran. Lernen und lehren gleichzeitig. In den vergangenen 30 Jahren hat er eine Gruppe von rund 1000 Lehrern aufgebaut, die seine Methoden anwenden.

Mit einer Klasse war der gebürtige Franzose vor einiger Zeit im Theater, gespielt wurde das absurde Stück "Rhinocéros", in dem sich die Menschen in eine Horde trampelnder Nashörner verwandeln - sich gewissermaßen einer Diktatur anpassen. Am Ende deklamierte ein Schauspieler einen letzten, verzweifelten Satz: "Wehe dem, der seine Originalität bewahren will." Daraufhin standen die Schüler auf und wiederholten seinen Ausruf. Sie hätten, erzählt Martin, dem Autor damit sagen wollen: "Du bist nicht allein.

Wir sind bei dir." Der Regisseur tobte. Und Martin, so erinnert er sich, dachte: "Wow, diese Schüler setzen meine Kommunikationsideen in aller Radikalität um. Sie haben begriffen, dass ein Wort stets das andere geben muss, dass es kein letztes Wort geben darf. Denn sonst endet die Kommunikation – und damit das Denken." Am Ende der Französischstunde händigt Martin seinen Schüler-Lehrern die Texte für die nächste Woche aus. Daheim sollen sie den Stoff so gründlich vorbereiten wie eben ein Lehrer.

45

Vielleicht überlegen sie sich ja ein Kurzreferat über jenen Streit, den der damals eher konservative Jean-Pol während der Mai-Unruhen 1968 mit dem legendären Studentenführer Daniel Cohn-Bendit hatte. Nicht länger als drei, vier Minuten soll der Vortrag dauern und die Klasse zu einer Debatte verführen. Martin hält ein altes Zeitungsfoto mit der Szene von damals in der Hand und meint entschuldigend, er sei damals halt sehr rückwärtsgewandt gewesen. "Meine Schüler", sagt er später, "sind viel wacher und aktiver als ich einst."

45

Der Glücksucher

Ernst Fritz-Schubert, 61, Willy-Hellpach-Berufsfachschule, Heidelberg

Ruhe!, brüllt Ernst Fritz-Schubert. Und tatsächlich hören die Fünftklässler auf, in der Turnhalle herumzutoben. Sind für ein paar Momente ganz still. Ihr Lehrer hat einen großen Kreis markiert und in die Mitte eine Pralinenschachtel gelegt. "Stellt euch einen See vor. Niemand darf ihn betreten", sagt Fritz-Schubert, während vom Kreisrand aus schon Kinder ihre Arme ausstrecken, um nach der Schachtel zu greifen. Acht Seile werden ausgehängt.

Lassen sich die über den See spannen? Kann man aus ihnen ein Netz flechten? Oder sollte vielleicht ein besonders leichter Schüler auf einem Seil balancieren und die Süßigkeiten erhaschen, während es alle gemeinsam festhalten? "Es geht um Vertrauen in das eigene Geschick und in die Kraft der Gruppe", erläutert Fritz-Schubert die Übung, die zu einem Schulfach gehört, das er etabliert hat. Es heißt: "Glück". Was will er mit einem solchen Unterricht bewegen, wo es doch an vielen deutschen Schulen eher Probleme mit der Leistung der Schüler gibt als mit deren

Glücksgefühl?

Um die Leistung gehe es ja gerade. "Denn jedes dritte Kind hat Angst vor seiner Schule. Wir müssen aber nach den Stärken der Kinder graben, um so die Freude an der Leistung zu wecken." Dafür seien Gemeinschaftserlebnisse und Glücksempfindungen sehr wichtig. Ehe er 2007 das neue Fach entwarf, las er Dutzende Managementbücher, befasste sich mit Erlebnispädagogik, diskutierte mit Theaterlehrern und einem Hockeytrainer. Dann entwickelte Ernst Fritz-Schubert ein Konzept für 160 Unterrichtsstunden, gedacht für Schüler der 9. und 10. Klasse.

An der Berufsfachschule, deren Rektor er ist, bot er es im Herbst 2007 erstmals an, 36 Schüler meldeten sich. Zunächst unterrichteten Ärzte, Schauspieler, Motivationstrainer und Familientherapeuten in Sachen Glück. Inzwischen wird das Fach von besonders ausgebildeten Pädagogen an Schulen in Baden-Württemberg, Hessen und Österreich erprobt.

Im Unterricht reisen die Schüler in ihrer Fantasie zu Orten, an denen sie glückliche Momente erlebt haben. Sie erspüren vergessene Klänge, Gerüche und Geräusche. Üben sich in einer speziellen Fitnessgymnastik aus Aerobic und kontaktlosem Kampfsport, um Kraft und Zuversicht zu erfahren. Oder sie gehen klettern, um Teamgeist und Selbstvertrauen zu entdecken. Zum Abschluss schreiben sie eine Projektarbeit, etwa über Glückslehren in Indien. "In dem Moment, in dem man uns anerkennt und wertschätzt", zitiert der Glückslehrer neurologische Studien, "werden in unserem Gehirn Botenstoffe aktiviert, die zu Wohlbefinden führen." Nur über eines dürfe man sich nicht täuschen: Glück zu unterrichten sei vor allem ziemlich anstrengend.

46

46

Die Brückenbauerin

Bernice Boama, 30, Margaretha-Rothe-Gymnasium, Hamburg

Noch zehn Minuten bis zur Pause. Bernice Boama spielt mit fünftklässlern "Schülermemory": Immer zwei Schüler verständigen sich auf einen englischen Satz, während einer vor der Tür steht. Der kommt nun herein und versucht herauszufinden, welche Paare sich welche Sätze ausgedacht haben.

Fragt, rätselt, denkt nach. Schon ruft ihm ein Mitschüler ungeduldig zu, er solle sich beeilen. Schneller! "No, take your time", sagt Bernice Boama mit klarer Stimme. Sie war elf, als ihr Vater zum Studium aus Ghana nach Berlin zog und seine Familie mitnahm. Die Tochter lernte in der Grundschule die neue Sprache - und erteilte auf dem Gymnasium Nachhilfe in deutscher Grammatik. "Denn ich hatte die Sprache nach strikten Regeln gelernt", sagt sie. Sie entdeckte, wie gern sie anderen etwas beibringt.

Dann das Studium: Englisch und Sport fürs Lehramt. Vor ihrer ersten Schulstunde fragte sich Bernice Boama: Wie würden die Schüler auf sie reagieren? Sie beschloss, ihnen von Ghana zu erzählen. Doch die Kinder wollten nur wissen, ob man in der Klasse Kaugummi kauen dürfe. "Natürlich nicht", lautete ihre Antwort. Erst später erfuhr sie, dass die Schüler daheim begeistert von der neuen, schwarzen Lehrerin berichtet hatten. Die Chance auf eine Beamtenstelle lockte sie nach Hamburg, ans Margaretha-Rothe-Gymnasium. Viele ausländische Eltern hier freuen sich, dass eine Lehrerin aus Afrika ihre Kinder unterrichtet.

"Manche Väter und Mütter finden es toll, vor einer schwarzen Lehrerin zu sitzen. Sie wollen ganz genau wissen, woher ich komme, und sie meinen, ich könne ein Vorbild für die Kinder sein." Lebenswege werden dann verglichen. Und wenn die ghanaische Community sie um Rat bittet, ist sie zur Stelle. So wie kürzlich, als Eltern wissen wollten, ob sie den Lehrerberuf auch der Tochter empfehlen könne. "Nur keine Angst", hat Bernice Boama gesagt.

Der Techniker

Knut Langhans, 63, Vincent-Lybeck-Gymnasium, Stade

Es war eine Lebensentscheidung, 1979, als der Experimentalphysiker Knut Langhans vom Max-Planck-Institut in den Schuldienst wechselte. Bewogen habe ihn die Frage, ob sich mit Jugendlichen Spitzenforschung betreiben lasse. Er nennt es "mein großes pädagogisches Experiment".

30 Jahre später begeistern sich viele seiner Schüler auch am Nachmittag und selbst in den Ferien für Technik und Naturwissenschaften. Neben ihm sitzen drei Zehntklässler - eine von mehreren Gruppen, die er in seiner Freizeit betreut - und bereiten eine Präsentation vor. Die handelt von "volumetrischen Pixeln" und einem "lichtkinetischen Cube": einem fernsehgroßen Würfel aus Tausenden Leuchtdioden, der im abgedunkelten Laborraum steht.

Noch ist es ein vergleichsweise einfaches Drahtgeflecht: Drei Monate lang haben die Schüler daran geübt, selbst an Wochenenden und Feiertagen. Sie lernten komplizierte Computersprachen und programmierten ein halbes Jahr lang – etwa, um die Dioden nach einem festgelegten Muster aufleuchten zu lassen, sodass sich Lichtpunkte in Form eines Strichmännchens durch den Würfel bewegen. Vielleicht lässt sich mit dem Cube irgendwann sogar dreidimensional fernsehen.

Eine andere Gruppe forscht an künstlicher Intelligenz. Sie will herausfinden, wie sich Roboter von Hirnströmen lenken lassen. Ihre Erkenntnisse publizieren die Schüler in Fachzeitschriften. Manche wurden sogar gebeten, wissenschaftliche Artikel zu begutachten. "Wir machen mit, weil wir alle Freiheiten haben und wahrhaft kreativ sein können", sagt einer der Langhans-Adepten. Es motiviere ungemein, den eigenen Interessen folgen zu können und die Forschungsarbeiten auf Kongressen etwa in Schanghai vorzustellen. "Im normalen Unterricht fordern wir jetzt mehr Projekte, und wir wollen früher unsere Fehler auswdhlen können."

Sind das alles Hochbegabte? "Keineswegs", sagt Langhans, "das würde nicht funktionieren." Seine Schüler müssten über Wochen oft einfachste Arbeiten ausführen. Hochbegabten fehlten dagegen häufig Toleranz und Ausdauer. Die Jungen und Mädchen lernen im Labor manches, das sie an ihre Mitschüler weitergeben - etwa, wie man eine Power-Point-Präsentation erstellt. Am liebsten würde Langhans manche von ihnen sogar als Tutoren in den unteren Klassen einsetzen aber das sei organisatorisch kaum umzusetzen.

Studieren alle Schüler, die hier im Labor stehen, denn später Physik, Mathematik oder Informatik? "Nein", entgegnet Langhans, "wir haben auch schon Pastoren hervorgebracht." Er selbst hat durch seine Nachmittagsgruppen zu einer neuen Rolle als Lehrer gefunden, gibt sich auch im normalen Unterricht gern mal als Unwissender, der seine Schüler zum Mitdenken anregen will – und nicht als einer, der

ohnehin schon alles besser weiß.

Die Notenrebellin

Sabine Czerny, 37, Grundschule, Landkreis Fürstfeldbruck

it einem Kindergesicht aus Gips habe die ganze Geschichte angefangen, sagt Sabine Czerny. Als sie es knetete, vor einigen Jahren, sei ihr klar geworden, wie schwer es ist, all die Gesichtszüge plastisch nachzuahmen - „und auch wie eigen so ein Kinderkopf ist“. Es geht ihr um Grundsätzliches: um eine Schule, die jedem Kind gerecht wird. Und genau deshalb verzweifle sie am Doppelauftrag des Lehrers. „Wir sollen Schüler unterrichten - und in gute und schlechte sortieren.“ Das aber widerspreche sich. Denn eine schlechte Zensur entmutige Kinder und hindere sie daran, Neues unbekümmert aufzunehmen.

So produziere die Schule schon früh Verlierer. Sabine Czerny gilt, das gestehen ihr auch Kritiker zu, als eine gute und engagierte Lehrerin. Ihre Probleme begannen, als ihre Schüler deutlich besser abschnitten als die der Vergleichsklassen. Mal lag der Notenschnitt ihrer gesamten Klasse nach Arbeiten bei 1,6 und mal bei 1,8. Was Eltern und Schüler freute, erregte schon bald einige ihrer Kollegen, die Direktorin, das Schulamt. Der Schulfrieden sei gestört. Es ging um Fragen wie: Müssen gute Klassen - denn ihre Klasse, so sagt Sabine Czerny, sei überdurchschnittlich leistungsfähig gewesen - im Notenschnitt an schlechtere angepasst werden? Vergeben manche Lehrer zu gute Zensuren? Können sie tatsächlich den Schnitt einer Klasse durch guten Unterricht heben?

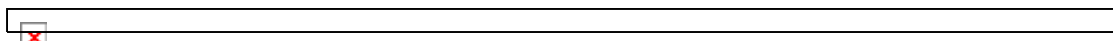
48

Schließlich musste Sabine Czerny die Schule wechseln. Ihr neuer Direktor, der ihren Unterricht besucht hat, beurteilt ihre Arbeit mit „sehr gut“. Allerdings unterrichtet sie jetzt vorwiegend notenfreie erste Klassen, und auch in den zweiten musste sie bislang noch keine Zensuren verteilen. Sie habe zwar keine neue Unterrichtsmethode entwickelt, sagt sie, wohl aber viele Motivationstricks. So beginnt sie jeden Tag mit einem Morgenkreis, bei dem jeder Schüler einzeln begrüßt wird, als Zeichen der Wertschätzung. Fehler in den Schulheften markiert sie nur mit Klebezetteln: „Die Schüler können dann verbessern und die Zettel wieder entfernen.“ Denn Kinder wollten lernen, fürchteten aber nichts mehr, als Fehler zu machen.

Und sie will Prinzipie lehren: also beispielsweise erklären, wie eine Klöranlage funktioniert - und nicht, wie all die einzelnen Becken heißen. Wenn sie Rechtschreibung lehrt, sagt sie immer: Überlegt euch, ob ein Wort groß oder klein geschrieben wird. Und was ist der unveränderliche Wortstamm? Diese Prinzipie wiederholt sie Stunde für Stunde, Woche für Woche. Gute und schlechte Schüler, sagt Sabine Czerny, unterschieden sich voneinander vor allem durch den Zeitraum, den sie brauchten, um etwas zu lernen. Sie gebe allen viel Zeit. Fünf Stunden lang hat sie ohne größere Pausen erzählt. Sie ist ein wenig erschöpft, aber ihre Gesichtszüge haben sich entspannt: „Obwohl, es gäbe ja noch so viel zu sagen.“

Dirk Liesemer (11/2009)

48



TEXTBLOCK III: Artikel aus der Zeitschrift "YAEZ"

Text 1. Mein Schulweg

Die Straße zum Erwachsenwerden: Warum der Schulweg so prägend ist.

Klar, ich erinnere mich noch genau«, sagt meine Freundin Anna am Telefon. Es war immer ein bisschen wie in »Тдglich грЪЯт das Murmeltier«. Jeden Morgen dasselbe: Der Wecker klingelt, man schдlt sich aus den warmen Laken, фдhrt sein morgendliches Waschprogramm ab und drauЯen an der Ecke unserer StraЯe haben wir uns dann fцr den Schulweg getroffen. Mit vom Schlaf zerzaustem Haaren und immer noch verquollenen Augen. Egal ob bei Sonnenschein oder ob es drauЯen noch dunkel und eisig kalt war. Die Schnellere wartete Zдhne klappernd, die Hdnde tief in den Jackentaschen vergraben. Und erntete dafцr zur BegrЪЯung nur ein mцdes, dahingemurmertes »Hallo«.

Anna und ich hatten immer den gleichen Schulweg. In der Grundschule, die nur 500 Meter entfernt war – nur am Kindergarten vorbei und цber den Kirchplatz – und auch spдter auf dem Gymnasium, zu dem wir den Schulbus nahmen. Wenn man den Schulweg aber einmal genauer betrachtet, wird klar: Er ist nicht einfach nur der Weg vom Elternhaus zur Schule. Der Schulweg ist gepflastert mit Gefцhlen und Eindrцcken, mit denen wir plцtzlich ganz allein klarkommen mцssen. Denn unsere Eltern lassen uns zum ersten Mal ziehen. Aber gerade deshalb bleibt er fцr uns immer prдsent.

Wenn ich heute wieder meinen Weg zur Bushaltestelle entlang laufe, kommt alles zurцck: Jeden Morgen warteten wir dort bibbernd, bis er fцr uns anhielt. 35 Minuten dauerte dann die Fahrt zur Schule, weil unterwegs noch Schцler aus den anderen Dцrfern eingesammelt werden mussten. Was fцr uns bedeutete, dass wir verdammt frцh raus mussten, weil wir die zweite Haltestelle waren. Um 6 Uhr. Im Dunkeln. Eine unmenschliche Zeit. Doch zum Glцck konnte man ja im beheizten Bus noch eine Runde dцsen. Oder noch schnell die Hausaufgaben erledigen. Auch wenn das bei der schlechten Beleuchtung und den StraЯenverhдltnissen schwierig war. Ich war immer glцcklich, wenn ich das Gekrakel spдter in der Stunde noch entziffern konnte. Aber immerhin stand da was und ich war nicht der Depp, wenn ich dran kam. Im Bus habe ich aber nicht nur fцr die Schule gelernt, sondern auch kapiert: Wer dlter ist, hat das Sagen und sitzt hinten. Diejenigen, die sich nicht an diese ungeschriebene Regel hielten, kamen nur mit einem Schuh nach Haus, weil der andere irgendwo neben der Fahrbahn in einem Graben lag. Und ich habe begriffen: Wer als Letztes einsteigt und nichtforsch genug drдngelt, zieht die Arschkarte und muss stehen. Die wichtigen Sachen des Lebens also.

Das Schulweg-Survivalkit meiner Freundin Simone, die in der Stadt zur Schule ging, sah da etwas anders aus: Wдhrend ich vor der Haustцr in den Bus ein- und am Schultor wieder ausstieg, war sie die Fliege im groЯen U-Bahn-Netz. Schon als laufender Meter, kaum grцЯer als ihr Ranzen, war sie Teil des Stadtverkehrs und quetschte sich zwischen den Anzugtrдgern, die zur Arbeit hasteten, in den Waggon.

Schon vor dem Dreisatz lernte sie die Berechnung der kürzesten Route und kannte irgendwann sämtliche Fahrpläne auswendig, für den Fall, dass sie eine Bahn verpasste. Um zur Haltestelle zu gelangen, musste sie immer durch einen Park. Selbst nach Jahren erinnert sie sich noch genau, wie viel Angst sie immer vor den Obdach- und Arbeitslosen hatte, die schon morgens um acht Uhr den Tag mit ihrem ersten Bier begrüßten.

Aber egal ob Stadt oder Land. Jeder Schulweg wird irgendwann Routine. Man kennt jede Straße, jede Ampel, jeden Stein, sogar die Menschen, die man trifft, sind meistens die gleichen. Und wenn die Freunde nicht dabei sind, schlurft man in Gedanken versunken und wie auf Autopilot in Richtung Schule. Erst die gemeinsamen Erlebnisse und Abenteuer machen den Schulweg spannend und aufregend.

Mein Herz klopft jetzt noch, wenn ich daran denke wie sich der Junge, den ich toll fand, im Bus vor mich setzte. Ich bin fast gestorben! Natürlich wussten die anderen Bescheid und haben doofe Sprüche gemacht und gelacht. Mir war es unendlich peinlich. Und mein Magen zieht sich zusammen, wenn ich mich daran erinnere, wie ich meinen Eltern wieder mal eine miese Mathearbeit vorlegen musste. Die dritte Fünf. Ich wusste ganz genau, was sie sagen würden, sah schon ihre enttäuschten Blicke vor meinem inneren Auge. Den gesamten Nachhauseweg lang habe ich mir dann überlegt, wie ich es ihnen beibringe, mir jedes Wort vorgesagt und noch kleine Abstecher gemacht, um Zeit zu schinden. Aber ich hatte auch jede Menge Spaß mit meinen Freunden: Wir haben uns schmutzige Witze erzählt, uns geneckt – manchmal endete das auch in einem ernsthaften Streit mit tagelangem Ignorieren – oder wir haben gegenseitig die neueste Musik getauscht. Und mit meiner Freundin Anna und den anderen Mädchen konnte ich über blöde Lehrer und Klassenkameraden lachen und natürlich ganz wichtig: über Jungs. An solchen Tagen konnte der Schulweg gar nicht lang genug sein.

Auch wenn mir das nicht bewusst war: Aber der Schulweg war meine Straße zum Erwachsensein. Ohne Eltern war ich das erste Mal in meinem Leben auf mich allein gestellt. Aber ich war nie ganz allein. Denn da waren immer Freunde, die auf mich gewartet haben.

Katrin Brinkmann (12/2009)

Text 2. Die Schüler-Chefs

Viele Schüler engagieren sich in Schülerfirmen – und lernen dabei mehr als nur Zahlen.

Selbstbewusst wirbt die JugendServiceTeam SGmbH auf ihrer Homepage um neue Kunden: „PC-Probleme? – Nicht mit uns!“ Das Besondere an dem Unternehmen im brandenburgischen Schwarzheide: Alle Mitarbeiter drücken noch die Schulbank, sind zwischen 11 und 17 Jahre alt. Die Firma ist ein Schülerunternehmen am Emil-Fischer-Gymnasium. Seit Dezember 2007 besteht es, mit Geschäftsführer, Pressesprecher, Technikchef und Finanzchef. Die Mitarbeiter

bieten Computerkurse für Schüler, Erwachsene und Lehrer an – mit großem Erfolg: Bislang nahmen über 60 Interessierte an den Kursen teil.

„Schülerfirmen sind pädagogische Schulprojekte, die wichtige Kompetenzen ausbilden sollen“, erklärt Thomas Schüler von der Servicestelle Schülerfirmen in Potsdam. Diese Projekte funktionierten wie kleine Unternehmen. „Reich wird man damit aber nicht“, stellt er klar, „man hat aber große Lernerfolge.“ Wie man eine Schülerfirma gründet? Am Anfang steht eine Geschäftsidee – am besten von den Schülern selbst entwickelt. Mit dieser Idee sollte man sich dann an einen Schülerfirmenberater wenden. „Er hilft dabei, die Projektidee weiterzuentwickeln und organisatorische Dinge zu klären“, so Schüler. Ganz wichtig: Die Schülerfirma muss schulisch organisiert werden. Denn nur so ist gewährleistet, dass die Teilnehmer über die Schule versichert sind. „Schulen sind zunehmend offen für solche Projekte“, hat Schüler beobachtet, „manche Schulen schmücken sich sogar mit ihren erfolgreichen Schülerfirmen.“

Wichtig bei der Gründung ist die Rechtsform des Unternehmens. Die meisten Schülerfirmen sind GmbHs oder Aktiengesellschaften. „Dadurch sollen die Schüler Wirtschaftskennntnisse erlangen“, erklärt Schüler. Für alle Rechtsformen gebe es Vorlagen, auf die die Schüler zurückgreifen könnten, um sich im Dickicht der Paragraphen nicht zu verirren. Vor allem Erziehungsgewerkschaften beklagen, dass die Ökonomie durch die Schülerunternehmen Einzug in den Schulalltag habe. Ein Kritikpunkt, den Thomas Schüler nicht gelten lässt. Für ihn haben Schülerfirmen ein anderes Hauptanliegen: „Die wirtschaftliche Tätigkeit ist zweitrangig, pädagogische Prozesse sind viel wichtiger.“ So gebe es bei den Projekten Teamentwicklungsprozesse, das soziale Miteinander werde gefördert, und durch den starken Praxisbezug hätten ansonsten benachteiligte Schüler große Entfaltungsmöglichkeiten. Auch im Lebenslauf macht sich die Mitwirkung an einer Schülerfirma gut: „Betriebe und Universitäten schätzen das sehr“, hat Schüler beobachtet. Denn die Schüler machten dabei wichtige Erfahrungen, die sich auch auf ihr Selbstbewusstsein positiv auswirkten.

Deutschlandweit gibt es nach Schätzungen über 1000 Schülerfirmen. „Genaue Zahlen liegen aber nicht vor“, erläutert Schüler, „weil die Firmen nirgendwo registriert werden.“ In den letzten Jahren gebe es aber einen deutlichen Trend hin zu solchen Unternehmen. Oft werden sie durch private oder öffentliche Partner gefördert, beispielsweise durch die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung oder Landesministerien. Zusammen mit drei Kollegen betreut Schüler über 90 Schülerfirmen in Brandenburg. In anderen Bundesländern gibt es keine zentrale Servicestelle für Schülerfirmen. Dort ist Unterstützung auf regionaler oder kommunaler Ebene zu finden. „Um den geeigneten Berater anzusprechen, empfiehlt sich eine Internetrecherche“, rät Schüler. Vor allem in drei Bereichen sind die jugendlichen Unternehmer tätig: in der Pausenversorgung, bei schulischen Dienstleistungen wie Nachhilfe oder Computerkursen, und bei handwerklichen Tätigkeiten. Es gibt aber auch Schülerfirmen, die eine echte Nische aufgetan haben: So betreibt im brandenburgischen Bärnk eine Schülergruppe Bienenzucht und verkauft fleißig Honig. Der Phantasie sind also keine Grenzen gesetzt. Thomas

Schüler betont: „Schülerfirmen sind so bunt wie das Leben in der freien Wirtschaft.“

Kira Brück (12/2009)

Text 3. viel-Küsser Leben länger

Das Symbol für die Liebe: der Kuss. Aber wusstest du, dass küssen auch gesund ist?

Als Kinder fanden wir es einfach nur eklig, wenn sich Erwachsene kssten. Und es stimmt natürlich, beim Kssen wechseln auch unzählige Viren und Bakterien den Besitzer. Das hört sich nicht gerade einladend an, wirkt aber wie eine Schluckimpfung auf unser Immunsystem: Es lernt die fremden Mikroben kennen und kann dann nicht mehr so leicht von ihnen aus der Bahn geworfen werden.

Manche Mediziner glauben sogar, dass häufiges Kssen die Lebenserwartung um bis zu fünf Jahre verlängert. Auch die Psyche profitiert von der feuchten Sympathiebekundung. Die Verhaltensforscherin Elisabeth Oberzaucher erklärt: »Beim Kssen werden Endorphine ausgeschüttet; gleichzeitig entsteht durch den Kuss eine besondere Bindung zwischen zwei Menschen und diese Kombination lässt ein starkes Glücksgefühl aus.«

Wer hat's erfunden?

Bei der Frage, warum wir uns eigentlich küssen, streiten sich die Evolutionsforscher. Das eine Lager ist überzeugt, dass das Kssen ein Überbleibsel der ritualisierten Fütterung ist. Früher zerkaute die Mütter nämlich die Nahrung für ihre Kinder und gaben sie von Mund zu Mund an sie weiter. Weil das eine sehr angenehme Erfahrung war, wurde sie einfach in Form von Kssen beibehalten.

Die zweite Gruppe sieht das Kssen als eine Art Prüfung, bei der wir anhand des Speichelgeschmacks testen, ob unser Immunsystem mit dem des Partners harmoniert. Bei der Partnerwahl bevorzugen wir intuitiv Küsser mit einem Immunsystem, das unserem eigenen nicht entspricht, und erhöhen so die Lebenserwartung unseres Nachwuchses.

Reine Gefhlsache

Wann ist denn nun der richtige Zeitpunkt für den ersten Kuss und wie lange soll er dauern? Den Kuss- Rekord von 31 Stunden, den ein englisches Pärchen aufgestellt hat, sollte man sich nicht zum Vorbild nehmen, aber prinzipiell gibt es keine Richtlinie dafür, wie intensiv der erste Kuss sein sollte. Er darf ruhig leidenschaftlich sein, aber nicht zu draufdngerisch, sonst läuft man Gefahr, den Anderen zu verschrecken. Ratsam ist es, sich nicht allzu viele Gedanken zu machen.

Klar, der erste Kuss ist ein besonderer Moment, aber wer allzu viel darüber nachdenkt, zerstört die Atmosphäre. Am besten einfach auf die Intuition vertrauen und den Augenblick genießen. Beruhigend für alle, die sich für schlechte Küsser halten: Sigmund Freud war der Meinung, Kssen sei ein Instinkt, der uns angeboren ist – schlechte Küsser gibt es demnach also gar nicht.

Mille baci, grosses bises

Küssende Pärchen im Park gehören bei uns zum Stadtbild. In Japan sind sie undenkbar, denn im Land des Lächelns gelten selbst Wangenküsse als höchste Intimität, Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit sind tabu. Ganz anders in Frankreich: 85 Prozent der Franzosen gaben bei einer Umfrage an, sich für die weltweit besten Küsser zu halten.

Kein Wunder, dass der Zungenkuss im Englischen »French Kiss« genannt wird. Uns Deutschen dagegen fehlt es leider an Selbstbewusstsein – nur 30 Prozent halten sich für Knutsch-Weltmeister.

Ineke Haug (01/2010)

Text 4. Fleisch ist kein Gemüse

Immer mehr Jugendliche entscheiden sich für ein vegetarisches Leben. Aber ist es auch wirklich gesund?

Fleischlos leben ist in. Eine Studie hat ergeben, dass in Deutschland etwa 6 Millionen Menschen vegetarisch leben, viel mehr als noch vor ein paar Jahren. Auffällig ist, dass es vor allen Dingen immer mehr junge Leute sind, die auf Fleisch verzichten - allen voran Mädchen zwischen 14 und 17 Jahren. Kein Wunder, es wird ja auch immer einfacher, sich vegetarisch zu ernähren. Große Fastfood-Ketten locken mittlerweile mit fleischlosen Snacks und fast jeder Supermarkt hat heutzutage Tofu-Produkte und andere Fleischalternativen im Angebot. Ist es denn aber wirklich genauso gesund, völlig ohne Fleisch zu leben?

Eva ernährt sich schon seit mehreren Jahren vegetarisch und fühlt sich fleischlos einfach wohler: „Bevor ich richtig Vegetarierin wurde, habe ich schon über einige Zeit immer weniger Fleisch gegessen, weil mir das Essen einfach schwer im Magen lag und ich mich nicht wohl gefühlt habe. Mich hat auch damals schon die Vorstellung ein bisschen angeekelt, etwas zu essen, durch das mal Blut geflossen ist.“ Nach dem ersten Jahr hat sie dann zwar für einige Monate wieder Fleisch gegessen, aber schnell bemerkt, dass es ihr mit der vegetarischen Lebensweise einfach besser geht.

Wohlfühlen ist allerdings nur die eine Seite, die andere ist die ausreichende Nährstoffversorgung, weiß Dr. Ralf Biebinger. Er ist Ernährungswissenschaftler und hat sich mit diesem Thema auseinandergesetzt: „Es ist bekannt, dass sich Vegetarier durchaus bewusster mit dem Thema Ernährung und gesundes Essen befassen, als es andere Bevölkerungsgruppen tun. Studien belegen, dass man seinen Nährstoffbedarf bei sorgfältiger Auswahl der Lebensmittel durchaus decken kann. Allerdings kommen einige Nährstoffe in tierischen Lebensmitteln in viel höheren Mengen vor, als in pflanzlichen Produkten.“ So hatte auch Eva anfangs, wie viele Vegetarier, mit Eisenmangel zu kämpfen. Das wurde zwar besser, aber auch heute ist sie noch oft müde und schlapp – trotz bewusster Ernährung. Trotzdem ist es für die Tierliebhaberin kaum vorstellbar, irgendwann wieder „rückfällig“ zu werden. Eva denkt dabei nicht nur an sich und ihren Körper, sondern auch an die Tiere: „Wenn ich

im Fernsehen etwas über Massentierhaltung oder Schlachthufe sehe, ist mein Gewissen einfach ruhiger.“

Eine kleinere, aber wachsende Gruppe von Menschen hat sich aus diesem Grund für eine noch radikalere Ernährungsumstellung entschieden und verzichtet komplett auf tierische Erzeugnisse, das heißt auch auf Milchprodukte. Diese „vegane“ Lebensweise sieht Dr. Ralf Biebinge durchaus kritischer: „Ohne Milchprodukte fehlen dem Körper wichtige Nährstoffe. Vor allem bei Kindern sind oft noch keine ausreichenden Speicher im Körper vorhanden.“ Deshalb sollte man gerade im jungen Alter genau darauf achten, dass man – egal ob man sich für oder gegen Fleisch entscheidet – ausgewogen isst, rät der Ernährungswissenschaftler: „Zusammen mit viel Bewegung kann man so schon in jungen Jahren vielen Krankheiten vorbeugen und seinem Körper einen großen Gefallen tun.“

Daniela Kurtz (10/2010)

TEXTBLOCK IV: Artikel aus der Zeitung "Zeit online"

Text 1. wie der Alltag unseren Schlaf bestimmt

Jeder hat ihn, jeder braucht ihn: Doch wie lange, wann und wo der Mensch schlummert, gibt das Umfeld vor. Auftakt eines ZEIT-ONLINE-Schwerpunktes zum Thema Schlaf.

54

Schlaf ist ein globales menschliches Bedürfnis, seit Anbeginn der Zeit. Ob Schlaf in Schichten in der Antike, Tragbetten zu Zeiten der Römer, Schlafentzug mit Beginn der Industrialisierung oder die calvinistische Arbeitsethik im Silicon Valley: Dass der Mensch schlafen muss, ist unumstritten. Aber auf das "wie?" gibt es die unterschiedlichsten Antworten.

"Im Laufe der Jahrhunderte gab es dramatische Veränderungen im Schlafverhalten. Zum Beispiel war es in Europa bis zum 18. Jahrhundert weit verbreitet, in zwei Schichten zu schlafen", sagt der Mathematiker und Gesundheitswissenschaftler Timothy Olds von der University of Southern Australia. Schon die Griechen waren es lange vor Christi Geburt gewohnt, auch nachts stundenlang wach zu sein. In dieser Zeit wurde gebetet, Träume diskutiert, Nachbarn besucht und Bier gebraut.

In den folgenden Jahrhunderten änderte sich dies radikal. Wer zweimal täglich schlummerte, galt als faul und unproduktiv, schließlich wurde kostbare Zeit einfach nutzlos vertan. "Jeder handhabt den Umgang mit Schlaf halt ein wenig anders", sagt Olds. Er untersucht das Schlafverhalten von Kindern weltweit. Olds und seine Kollegen durchforsteten 30 Studien aus 20 Ländern, die von den Schlafgewohnheiten der vergangenen 30 Jahre berichten. Die heutige Generation pöft demnach pro Nacht gut 20 bis 30 Minuten weniger als ihre Eltern.

Auch kulturell gibt es scheinbar gravierende Unterschiede. So schlafen Kinder in Asien gut 60 bis 120 Minuten pro Nacht weniger als jene in Europa. Amerikanischer Nachwuchs bleibt im Schnitt rund 40 bis 60 Minuten länger im Bett als ihre Altersgenossen in Fernost. Schulkinder in Korea ratzen während der

54

Prüfungsphasen laut einer Studie nur vier bis fünf Stunden pro Nacht in der Woche, jedoch 13 Stunden am Wochenende, um den Verlust wieder auszugleichen. Und "in Japan ist es normal, dass Kinder in der Schule schlafen. Es zeigt, dass sie nachts fleißig waren, wenn sie im Unterricht einnicken", erklärt Olds. In Amerika und vielen Ländern Europas hingegen zähle dies als ein Zeichen von Schwäche.

Dabei ist die "Siesta" in den südlichen Ländern Europas noch immer Kulturgut, selbst wenn sich in Großstädten langsam weniger Menschen am Nachmittag dösen. Auch in einigen Ländern Südamerikas gehört die Mittagspause samt Kurzschlaf noch heute zum Alltag und in Irland gab es bis in die 1980er noch eine "ruhige Stunde".

Alina Schadwinkel (10/20010)

Text 2. Kinder von erfolglosen Eltern haben schlechte Karrierechancen

In Deutschland entscheidet immer noch die Herkunft über Karrieren: Nur ein Prozent der Kinder von Ungelernten schafft den Sprung in eine Führungsposition, so eine Studie.

In kaum einem anderen Industrieland ist die Durchlässigkeit der Gesellschaft so gering ausgeprägt wie in Deutschland. Dies ist das Ergebnis einer von der Gruppennahen Heinrich-Böll-Stiftung veröffentlichten Studie des Soziologen Reinhard Pollak vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). Sie stellt fest, dass die soziale Herkunft der entscheidende Faktor für Aufstiegschancen ist.

Weniger als ein Prozent der Bevölkerung schafft es der Untersuchung zufolge aus einem Elternhaus, in dem der Vater ungelerner Arbeiter ist, selbst in eine leitende Angestelltenposition.

Dagegen werden zwei Drittel der Kinder aus einer leitenden Angestelltenfamilie selbst leitende oder hochqualifizierte Angestellte. "Wir sind auf dem Weg zu einer geschlossenen Gesellschaft, in der die soziale Herkunft über beruflichen Erfolg und sozialen Status entscheidet", kritisierte Stiftungsvorstand Ralf Fücks.

In anderen Ländern ist dieser Zusammenhang weniger stark. In Schweden etwa ist laut der Untersuchung der Einfluss des Elternhauses um etwa 30 Prozent schwächer ausgeprägt.

Selbst im klassenbewussten Großbritannien liege die Stärke des Einflusses um rund 15 Prozent unter dem deutschen Niveau.

Migranten haben der Studie zufolge etwas geringere Aufstiegschancen als Einheimische. Der Migrationsstatus sei aber weniger der entscheidende Einflussfaktor, sondern wie bei Einheimischen die Bildung und berufliche Stellung der Eltern.

(10/2010)

Text 3. Studierende zweiter Klasse?

Probleme mit der Finanzierung des Studiums, mit Akzeptanz und dem Gesetz:

Die Erlebnisse einer Familie aus Weißrussland zeigt die Not von Nicht-EU-Studenten.

Natallia Kukharenko und ihr Mann Viacheslav fühlen sich als Studierende zweiter Klasse. Dabei war das Ehepaar aus Weißrussland ausgerechnet nach Deutschland gekommen, um ein erstklassiges Wirtschaftsstudium anzutreten. Doch anstatt sich Lehrbuchinhalten und Vorlesungsstoff widmen zu können, müssen die beiden kämpfen: um die Finanzierung ihres Studiums, für Akzeptanz und gegen Gesetze. Ihr Fall zeigt, wie schwierig es ist, in Deutschland zu studieren, wenn man aus einem Land kommt, das kein Mitglied in der europäischen Union ist. Derzeit betrifft das rund 165.000 junge Menschen an deutschen Unis.

Die Familie aus Weißrussland ist vor rund sieben Jahren über Umwege an der Universität Osnabrück gelandet. Das Paar hat bereits in der Heimat studiert. Doch die Anglistikabschlüsse der beiden wurden in Deutschland nicht anerkannt. Daher können die Kukharenkos neben dem Studium nicht als Lehrer arbeiten. Dabei sprechen sie gut Deutsch und benötigen das Geld dringend. Studierende aus Nicht-EU-Staaten müssen nämlich nachweisen, dass ihnen rund 640 Euro im Monat zur Verfügung stehen – aus ihrem Privatvermögen oder über einen Bürgen.

Natalias und Viacheslavs Eltern können nicht für das Studium ihrer Kinder aufkommen. Das geht vielen so, die keine EU-Bürger sind. Ist das Einkommensniveau im eigenen Land gering, reicht das Geld meist nicht um den Kindern ein Studium im Ausland zu finanzieren, geschweige denn für sie zu bürgen. Nur wenige Studienanwörter bekommen ein Stipendium.

Die Kukharenkos sind deshalb kreativ geworden: "Wir sind für vier Monate in die USA gezogen und haben dort 20.000 Dollar verdient. Wir haben täglich 16 bis 18 Stunden geschuftet, auch am Wochenende und alles Mögliche gemacht – kellnern, kochen, kassieren ... Mein Mann hat sogar als Schiffsjunge gearbeitet", sagt Natallia Kukharenko. Das Paar bekam ein Austauschvisum für die USA als weißrussische Studenten. Bis zur Vollendung ihres 30. Lebensjahres können Studierende in Nordamerika so relativ problemlos arbeiten.

Insgesamt drei Mal reiste das Paar in die Vereinigten Staaten. Während des zweiten Besuchs war Natallia schon schwanger. Das letzte Mal flog Viacheslav allein, weil Sohn Nikita auf der Welt war. Zu dieser Zeit drohte die deutsche Ausländerbehörde Natalia mit einem Entzug der Aufenthaltserlaubnis, nachdem sie drei Urlaubssemester für die Kinderbetreuung genommen hatte. Die junge Frau hatte vorher keinen der wenigen Plätze in einer Kindertagesstätte bekommen. Die Begründung der Behörde: "Sie sind hier zum Studieren, nicht zum Kindererziehen."

Natallia Kukharenko durfte schließlich mit dem Kind in Deutschland bei ihrem Ehemann bleiben. Doch sie musste weiterhin für den Lebensunterhalt kämpfen, mit Kleinkind und wenig Unterstützung. Laut Gesetz dürfen Studierende aus Nicht-EU-Ländern nur jene Arbeiten verrichten, für die man nicht qualifiziert sein muss. Sie arbeitet deshalb als Zimmermädchen in einem Hotel auf 400-Euro-Basis. Zeit für das Studium bleibt kaum.

Wie viele Studierende aus Nicht-EU-Staaten, haben die Kukharenkos Angst, dass sie den Studienabschluss nicht schaffen. Nahm die Anzahl an Studierenden aus

Entwicklungs- und Schwellenländern von rund 57.000 im Wintersemester 1999/00 auf rund 75.000 im Wintersemester 2008/09 noch zu, stagniert sie nun seit einigen Jahren. Zudem müsse man davon ausgehen, "dass etwa nur jeder zweite ausländische Studierende, der in Deutschland einen Studienabschluss in einem grundständigen Studium anstrebt, auch erfolgreich ist", sagt Ulrich Heublein vom HIS-Institut für Hochschulforschung.

Besonders schwer sei die Situation für osteuropäische Studierende. Hier seien die Studierendenzahlen zwischen 2006 und 2009 um mehr als 10 Prozent gesunken, sagt Heublein. "Es gibt keine Studie, mit der man sicher belegen kann, warum es diesen Rückgang gibt." Man könne jedoch davon ausgehen, dass daran nicht nur Anpassungsschwierigkeiten Schuld seien, sondern auch die Studiengebühren. Natallia Kukhareno war 2003 auch deshalb nach Deutschland gekommen, weil es noch keine Studiengebühren an den Hochschulen gab. Die Gebühren belasten sie und ihren Mann heute finanziell zusätzlich.

Manche Fachhochschulen und Universitäten, wie die Hochschule in Osnabrück, unterstützen Studierende aus Nicht-EU-Ländern deshalb auf Antrag mit Notfallbeihilfen. "Wir haben uns entschieden, diese Gruppe der Studierenden zu unterstützen, da sie keinen Zugang zu sonstigen Fördermöglichkeiten, wie dem Studienbeitragsdarlehen der KfW-Förderbank, hat. In einem speziellen Programm fördern wir pro Semester rund 100 Studierende", sagt Gunhild Gröninger, die Leiterin des Internationalen Büros der Hochschule Osnabrück. "Ergänzend zu dieser Maßnahme verpflichten wir diejenigen Antragsteller, die im Rückstand mit ihrem Studium sind, zu einem Beratungsgespräch in den Fakultäten. Dort wird ein individueller Studienplan für das anstehende Semester aufgestellt, um die anvisierten Ziele zu erreichen und damit der hohen Abbrecherquote vorzubeugen."

Für jene, denen es gelingt, ihr Studium abzuschließen, beginnt nach dem Studium ein Wettlauf gegen die Zeit. Binnen eines Jahres müssen Absolventen aus Nicht-EU-Staaten in Deutschland einen Job finden – sonst droht die Ausweisung. "Es ist für uns sehr wichtig, in Deutschland noch berufliche Erfahrungen in der Wirtschaft zu machen, die wir in Weißrussland nie sammeln könnten. Wir wollen später aber zurück in die Heimat und dort unser Wissen anbringen", sagt Viacheslav Kukhareno. Er und seine Frau sind trotz aller Schwierigkeiten glücklich über die Chance, hier studieren zu können. Ihre neue Vermieterin verlangt nun aus Solidarität weniger Miete und passt manchmal auf den inzwischen fünfjährigen Nikita auf. Das hilft, sagt die Familie.

Sigrid Lehmann-Wacker (10/2010)

Text 4. "Viele fühlen sich einsam"

Jana und Heike arbeiten ehrenamtlich bei einem Sorgentelefon für Studenten.

DIE ZEIT: Sie wollen Ihren vollen Namen nicht nennen und nicht im Bild erscheinen. Nicht einmal Freunde wissen von Ihrer Arbeit. Warum das alles?

Jana: An der Uni kennt man sich. Wenn bekannt würde, dass ich für die Nightline arbeite, hätten Bekannte vielleicht Bedenken, dass ich sie nach ihrem Anruf

erkenne und anspreche.

Heike: So stellt uns auch niemand Fragen über die Gespräche. Die sind vertraulich. Wir wollen verhindern, dass jemand auf den Anruf verzichtet, weil er Angst hat, seine Anonymität zu verlieren.

ZEIT: *Welche Sorgen haben die Studenten?*

Jana: Die meisten haben Drücker in der Uni, fühlen sich in der neuen Stadt einsam oder haben Liebeskummer. Generell kann man aber wegen jedes Problems bei uns anrufen.

ZEIT: *Laut ein Gespräch mit der Nightline anders als das mit einem Freund?*

Heike: Wir wurden geschult zuzuhören, die Anrufer können sich aussprechen. Wir spiegeln nur wider. Dadurch sollen die Leute selbst Lösungen finden. Wenn jemand Liebeskummer hat, geben wir keine Tipps, wie der Expartner zurückgewonnen werden kann. Wir fragen aber zum Beispiel, was er oder sie sich jetzt Gutes tun könnte. Während der Anrufer darüber nachdenkt, entstehen Gesprächspausen. Die müssen wir aushalten. Aber das lernt man.

Jana: Wir werten nicht, weil wir die Situation der Anrufer nicht kennen. Das ist mit einem Freund anders. Außerdem ist das kein Gespräch auf Gegenseitigkeit. Bei der Nightline bringen wir uns nicht ein. Ein Satz wie »Ja, das kenne ich« fällt dort nicht.

ZEIT: *Wie werden Sie mit belastenden Geschichten fertig?*

Jana: Einmal im Monat haben wir Supervision und sprechen mit Psychologen über die Schichten.

Heike: Ich nehme manches mit nach Hause und denke darüber nach. Die Supervisionen helfen mir – auch bei der Frage: Habe ich alles richtig gemacht?

Katharina Ober (10/2010)

Text 5. Uniland, ausgebrannt

Gerade in den ersten Semestern leiden Studenten unter Leistungsdruck. Bei manchen führt das zu totaler Erschöpfung

In der Oldenburger Uni-Mensa steht Spinatauflauf auf dem Plan. Anna und ihre neue Mitbewohnerin tragen ihre Tablets bis zur Fensterfront. Plaudernd setzen sie sich an einen der Tische bei den Gruppenpflanzen. Es sieht aus wie ein ganz normaler Mittag in einer deutschen Uni-Mensa. Aber für Anna Siemons* wird mit diesem Essen das Mosaik komplett, an dem sie die letzten fünf Wochen so hart gearbeitet hat. In dieser Zeit hat Anna ihr Leben neu zusammengesetzt. Sie hat ihre Bachelorarbeit links liegen lassen, sie hat wieder angefangen zu lesen und aufgehört, Klavier zu üben, sie ist vollkommen unvorbereitet in eine Klausur gegangen und hat trotzdem eine Eins geschrieben. Sie hat ihren Freund verlassen und sich dann Hals über Kopf in einen Kommilitonen verliebt. Und jetzt hat sie auch noch eine neue Mitbewohnerin, mit der sie demnächst immer in die Mensa gehen will. Gleich werden die beiden zusammen zur neuen Wohnung überlaufen und den Mietvertrag unterschreiben. Auf Annas weichem Ausklappsofa werden sie dann auf die Semesterferien anstoßen. Mit einer Tasse Wohlgefühl-Tee und einem Lachen im

Gesicht.

Bis vor Kurzem hatte Anna Siemons sich so ein Lachen gar nicht vorstellen können. Und wenn, dann hatte es wohl ziemlich metallisch geklungen, denn die 22-Jährige hat sich während des letzten Semesters in eine Maschine verwandelt – eine Lernmaschine. Die letzten Prüfungen in Musik und Sport standen bevor, und weil sie noch während des siebten Semesters die Bachelorarbeit fertig schreiben wollte, musste Anna sich gut organisieren. Sie hatte feste Tages- und Wochenziele und einen streng geregelten Tagesablauf: morgens um sieben raus, zwei Stunden ans Klavier, dann Seminar oder Vorlesung, danach in die Bibliothek – kopieren, lesen, auswendig lernen.

Nachmittags an die Bachelorarbeit, später in die Halle zum Leichtathletik-Tutorium, das sie als ehemalige Leistungssportlerin für Erstsemester gab. Abends wieder an den Schreibtisch und arbeiten bis spät in die Nacht. Feierabend gab es in Annas Lernplan nicht, nur Tagesziele und Deadlines. Sogar die Wochenenden waren durchgeplant. Jeden Freitag fuhr sie in ihre Heimatstadt, um Freund und Familie zu besuchen. Dreieinhalb Stunden hin, dreieinhalb Stunden zurück. Immer einen Stapel Bücher und ihre Noten dabei. Trotzdem vergeudete Zeit, dachte sie. Immer diese Angst, die Erwartungen nicht zu erfüllen – die Erwartungen der Eltern an das hochbegabte Kind, die Erwartungen des Professors an die engagierte Tutorin, die Erwartungen der Kommilitonen an die hilfsbereite Einser-Kandidatin. Vor allem aber die Angst, den eigenen hohen Ansprüchen nicht zu genügen. Für Anna war Scheitern einfach keine Option.

59

So ging das mehrere Monate. Irgendwann konnte Anna nicht mehr schlafen. Sie hatte Angst, ihrem Professor über den Weg zu laufen und ins Tutorium zu gehen. Dann bekam sie unerklärliche Magenschmerzen, so schlimm, dass sie auf dem Weihnachtsmarkt zusammenbrach und ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Aber die Ärzte fanden nur einen erhöhten Stresspegel und verordneten Ruhe. Doch in Annas Plan kam Kranksein nicht vor. Hatte sie Schnupfen, schluckte sie massenweise Aspirin, das permanente Husten versuchte sie einfach zu ignorieren. Der Kollaps kam kurz vor Weihnachten. Auf dem Weg zum Leichtathletik-Tutorium bekam sie eine Panikattacke. Am nächsten Tag ging Anna in die offene Sprechstunde der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks.

59

Wie Anna geht es vielen Studenten in Deutschland, und seit der Einführung des Bachelors werden es stetig mehr. 2008 kamen deutschlandweit 20 Prozent mehr Studenten in die Psychologischen Beratungsstellen als im Vorjahr. Fast 80000 Einzelgespräche haben die Therapeuten im Jahr 2008 geführt. Das liegt zwar auch daran, dass die Beratungsstellen heute im Uni-Alltag sehr präsent sind und es nicht mehr als Makel gilt, psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass in den neuen Bachelorstudiengängen der Druck auf die Studenten gewachsen ist. »Viele Studierende können wegen der dichten Stundenpläne und der vielen Prüfungen keinem Nebenjob nachgehen, finanzielle Probleme sind die Folge und erhöhen den Stress«, sagt Achim Meyer auf der Heyde, Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks. Von Burn-out sprechen die Psychologen in den Beratungsstellen jedoch ungern. Denn Burn-out ist keine klare klinische Diagnose. Der Begriff bezieht sich auf einen Zustand, den man bisher nur

von älteren Patienten kannte: völliges »Ausgebranntsein« nach einer längeren Phase des »Brennens« während der Berufstätigkeit. Besonders für den Lehrerberuf ist dieses Phänomen gut untersucht.

Studenten haben in ihrem kurzen Leben nie eine längere Zeit gebrannt. Trotzdem kommen seit mehreren Jahren verstärkt Studierende mit typischen Burn-out-Symptomen in die Beratungsstellen, berichtet Reinhard Mack von der Psychologischen Beratungsstelle in Konstanz. »Sie leiden unter Schlafstörungen, Unruhe, Gereiztheit und depressiven Verstimmungen. Viele sind außerdem in einem sehr schlechten körperlichen Zustand, weil das Immunsystem nicht mehr richtig funktioniert.« Oft betrifft die Diagnose leistungsstarke Studenten. In Karlsruhe haben 37 Prozent derjenigen, die in die offene Sprechstunde kommen, einen Abiturschnitt von 1,9 und besser. Anders als bei Anna kommt der Knacks aber meist in den ersten Semestern, wenn die Umstellung von Schule auf Uni nicht richtig klappt. Doch nur wenige fangen nach den ersten Gesprächen in der Beratungsstelle tatsächlich eine Therapie an.

Die Therapie sei ihre Rettung gewesen, sagt Anna heute. Das Vorgehen der Psychologin war brutal, aber effektiv. »Sie hat mir klargemacht, wie arm mein Leben eigentlich war. Es ging ja nur noch um Lernen und Pflichten Erfüllung«, berichtet Anna. »Mir ist klar geworden, dass ich da nur rauskomme, wenn ich mein Leben radikal umbau.« Und das hat Anna getan. Erst waren es kleine Schritte an der Hand der Therapeutin, die ihr täglich eine Stunde Krimilektüre und einen Cafébesuch in der Woche verordnete. Dieses erzwungene Entspannen war für Anna erst unerträglich. Doch heute ist sie stolz, in den letzten Wochen schon vier dicke Schürker verschlungen zu haben. Sie trifft sich jetzt wieder mit ihren Freundinnen und spielt auch wieder Geige, ihr liebstes Instrument seit ihrer Kindheit. Am Klavier übt sie schon lange nicht mehr.

Am wichtigsten war für Anna jedoch die Erkenntnis, dass sie ein Mensch ist und keine Lernmaschine. Dass sie Pausen braucht und manchmal nicht alles schafft. Sie hat gelernt, dass sie beim Sprinten nicht immer die besten Zeiten laufen muss und ihre Freunde sie trotzdem mögen. Und auch dass es nicht schlimm ist, wenn sie ihre Bachelorarbeit erst im nächsten Semester abgibt. »Ich bin nicht meine Note!« steht fett unterstrichen in ihren Therapie-Unterlagen. Natürlich ist die Frage, ob Anna sich nach den Semesterferien nicht doch wieder in eine Lernmaschine verwandelt. Vor allem, wenn bald das Masterstudium beginnt. Aber dass Anna die Kraft hat, sogar mitten im Burn-out alles auf Anfang zu setzen, hat sie in den letzten fünf Wochen bewiesen. Und schließlich hat ihr neues Leben heute Mittag schon so wunderbar begonnen: mit einem überraschend guten Spinatauflauf in der Uni-Mensa.

Sarah Elsing (08/2010)

Text 5. welches Missgeschick ist Ihnen im Studium passiert?

Klausur verschwitzt, Referat nicht vorbereitet, bei den FuAnoten geschlampt: Manche Dinge macht man im Studium nur ein Mal falsch. Fünf Studenten und ihre Fehlritte.

Christine Schweigel , 26, studiert im 5. Semester Agrarwissenschaften im Masterstudiengang an der HU Berlin:

In einer mündlichen Prüfung hatte ich vergessen, mein Handy auszuschalten. Ausgerechnet da hat eine Freundin von mir angerufen. Nervös wie ich war, habe ich sie nur weggedrückt anstatt das Ding auszuschalten. Kurz später klingelte es schon wieder – natürlich musste sie es noch einmal probieren. Die Prüfer waren gereizt. Der Kommentar bei der Prüfungsauswertung: "Sie haben bewiesen, auch unter schwierigen äußeren Bedingungen Sachverhalte richtig darstellen zu können."

Marc Anders, 21, studiert im 5. Semester BWL an der HU Berlin:

Ich habe eine Seminararbeit auf den letzten Drücker fertiggemacht, und weil ich keine Zeit mehr hatte, als Quellenangabe für alle meine Thesen "www.xxx.de" angeführt – im Sinne von "ist ja egal". Meist prüfen die Profs die Links ja eh nicht. Der meinige hat das aber doch getan – und ist auf der Homepage des Beate Uhse Sexshop gelandet. Die Benotung der Arbeit war dann nicht ganz so humorvoll.

Joel Schumann , 24, studiert im 8. Semester Philosophie an der Uni Marburg:

Der Kommilitone, der gerade sein Referat hielt, hat ziemlich viel Mist geredet. Da hat mich der Professor gefragt, ob der denn bekifft sei. Ich wusste es – und habe angefangen, ganz peinlich zu lachen.

Da dachte der Prof natürlich, ich sei ebenfalls bekifft. Obwohl ich das gar nicht war.

61

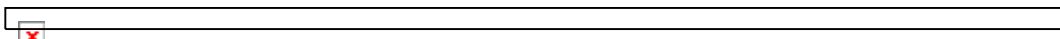
Clara Maria Schulze , 20, studiert im 3. Semester Sozialwissenschaften an der HU Berlin:

An meinem allerersten Unitag habe ich mir in der Mensa heißen Spinat über meine linke Hand gekippt und mich dabei total verbrannt. Die Angestellten der Mensa sind mir mit Kühlpacks und kalten Wickeln zur Hilfe gekommen, ein riesen Aufstand war das. Alle meine neuen Kommilitonen haben sich mich auf diese Weise sofort gemerkt - als "die mit den Brandverletzungen".

61

Adam Domanski, 26, studiert im 11. Semester Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der Uni der Künste in Berlin:

Ich habe mal bei einem Referat den Namen meiner Kollegin vergessen. "Das erzählt euch jetzt Dings, dh.." stotterte ich, und dann habe ich ihr einfach einen anderen Namen gegeben. Sie hat nur professionell gelächelt und durchgezogen – unser erstes und einziges gemeinsames Referat.



Артамонова Ирина Николаевна

Методическая разработка

Анализ газетной статьи

Работа издана в авторской редакции

Саратовский государственный университет имени Н. Г. Чернышевского